2/78 PREIS 0,80 M

FREIE Welt

Newa-Star an der Spree

Wiedersehen mit der beliebten sowjetischen Interpretin Edita Pjecha

Schiffbauer im All

FREIE WELT sprach mit Dr. Georgi Gretschko vom Salut-Quartett

FREIE WELT ★ HEUTE

★ INHALT

		Seite
Literatur:	FW-Besuch bei dem Schriftsteller Valentin Rasputin	4
Nachrichtenmagazin		12
Umwelt:	Ein Experte über Naturschutz im hohen Norden	16
Umschau:	Über Heilung im Käfig, wandernde Berge und Dächer aus Gummi	20
Untersuchung:	Was verbindet die thüringische Kreisstadt Pößneck mit der UdSSR?	22
Memoiren:	„Wie ich Gorki verblüffte" – der sowjetische Fotograf Chalip erzählt	26
Geschichte:	Die große Bewährung einer Armee	28
Film:	Fernsehdokumentation über Sergej Eisenstein	30
Porträt:	Edita Pjecha – Selbstbekenntnisse und Ansprüche an ihr Publikum	32
Erzählung:	„Rudolfio" von Valentin Rasputin	34
Humor und Satire		36
Rätsel		38
Kinderserie		40
Kalenderblätter		41
Leserdiskussion:	Wiegt die eheliche Untreue der Frau schwerer als die des Mannes? Ein neuer Beitrag aus der Serie „Menschen im Konflikt"	42
Volksbildung:	Unterricht in der Schulsternwarte	45
Leserforum		46
Sport:	Zum Saisonauftakt bei den Weltmeistern im Eistanz Irina Moissejewa und Andrej Minenkow	48
Kosmos:	Neuer sowjetischer Weltraumerfolg. Pendelverkehr zwischen Baikonur und Salut 6	50
Titelfoto:	Volkmar Billeb	

Redaktion: FREIE WELT, 1056 Berlin, Karl-Liebknecht-Str. 29, Postfächer 91—94, Fernschreibsammelnummer: 011 48 54, Telefon über 24 40, Redaktionskollegium: Chefredakteur: Joachim Umann, Stellv. Chefredakteure: Inge Albrecht, Günter Bonow, Red.-Sekretär: Georg Walter, Wissenschaft: Heinz Bartel, Chefreporter: Hans Frosch, Wirtschaft: Wolfgang Scheel, Politik: Dr. Paul Wurche ✲ Gestaltung: Horst Wustrau, Bild: Volkmar Billeb, Kultur: Jürgen Geitner, Leserprobleme: Gisela Reller, Reportage: Barbara Karadshow, Auslandsverbindungen: Hermann Hupperz, Korrespondenten in Moskau: Günther Wolfram, Elisabeth Klutschewskaja. Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Verlag: Berliner Verlag, Verlagsdirektor: Rudolf Barbarino. Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500405. Anzeigenannahme: DEWAG Berlin, 1026 Berlin, Rosenthaler Straße 28—31, PSF 29, Telefon: 2 26 27 75 sowie DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR (Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 1. 1976). Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr).

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden Banner der Arbeit und 1974 mit der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß für dieses Heft:

20. 1. 1978

★ MOSKAUER MOMENTE

Mit dem Schnee werden die Moskauer schon fertig, auch wenn er bisher so reichlich fiel, wie viele Jahre nicht zuvor. Anfang Dezember kam er mit einem mächtigen Sturm — und blieb. Ein echter russischer Winter also. FW-Korrespondent Günther Wolfram und Bildreporter Alfred Paszkowiak, in der sowjetischen Hauptstadt stationiert, erleben ihn täglich und schickten uns diese Streiflichter:

Ton um Ton

Das alles will aber nicht heißen, daß sich Theater, Galerien und Konzertsäle über Zuschauermangel beklagen müßten. Im Gegenteil — Karten sind wie immer begehrt. 30 000 Besucher aus 36 Ländern kamen zum gerade zu Ende gegangenen traditionellen Kulturfestival „Russischer Winter" (Foto unten: Spaß im Freien mit dem Folklore-

ensemble „Lada"). Mitte des Monats dann gab der berühmte Tenor Giuseppe di Stefano von der Mailänder Scala einen Soloabend im Tschaikowski-Konzertsaal. Und im Bolschoitheater war am 23. Januar Premiere — für Verdis „Othello". ✲

Schnee über Schnee

Der äußere Ring Moskaus ist von einer dichten weißen Decke umgeben, die fast einen halben Meter stark ist (Foto oben: Sogar am Rande des Kalinin-Prospektes war rodeln möglich). Aber die Straßen der Innenstadt sind vom Schnee — wenn auch nicht ganz vom Eise — befreit. Auf den Magistralen sieht man Tag für Tag Fräsen, Bulldozer und andere Räumfahrzeuge (Foto rechts). 750 Schneereinigungsautos, 500 Kipper und 426 Streufahrzeuge stehen dem Straßendienst zur Verfügung. In diesem Winter wurde eine moderne Kombine vorgeführt, die pro Stunde 10 000 m² Schnee von den Boulevards und Trottoirs räumen kann. ✲

Zug um Zug

Nicht so alltäglich wie der Einsatz der Räumfahrzeuge ist es jedoch, wenn an den Schaltern des Jaroslawler Bahnhofs neuerdings ein Billett zum D 350 in die BAM-Hauptstadt Tynda verlangt wird. Diese direkte Verbindung über 7526 Kilometer in sechs Tagen ist eine Neuheit des Winterfahrplans. Vorher mußte von der Transsib umgestiegen werden. Nicht ganz so weit, doch dafür Zug um Zug fahren die Moskauer am Wochenende. Mit Ski und Rucksack steigen Tausende in extra bereitgestellte Eisenbahnwaggons, die sie ins Wintersportgelände der näheren Umgebung bringen. Andere Hauptstädter wiederum sieht man wie Statuen auf zentimeterdickem Eise sitzen — ausgerüstet mit Bohrern, armlangen Angelruten und speziell gebogenen Haken (Foto links: Petri heil!). Wenn sie Glück haben, dann beißt manchmal Fisch auf Fisch. ✲

Stein auf Stein

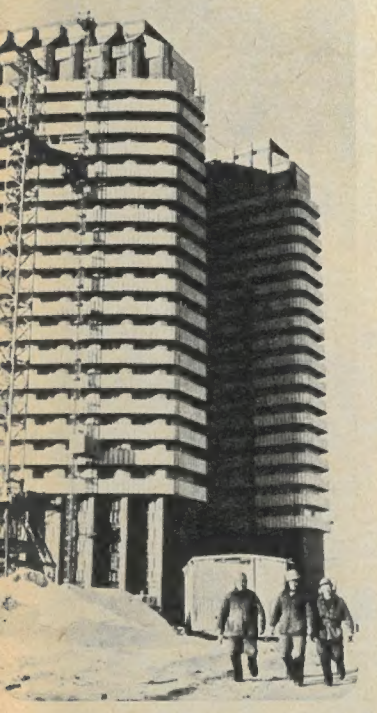
Auf Tempo trotz winterlicher Temperaturen drücken die Moskauer Bauarbeiter. In den vergangenen Tagen berieten die Brigaden von GLAWMOSSTROI ihre Planvorhaben für 1978. Bis zum 28. Dezember wollen sie ihr Jahresprogramm geschafft haben. Im Detail heißt es u. a.: 4 Millionen Quadratmeter Wohnfläche, 18 Schulbauten, 64 Kindergärten, 12 Polikliniken, 18 Krankenhäuser (Foto rechts: Die Bauarbeiten am Onkologischen Zentrum gehen ihrem Ende entgegen), dazu Selbstbedienungsläden und andere Geschäfte. Ganz beson-

ders am Herzen liegen den Bauarbeitern die olympischen Objekte. Deshalb haben sie sich vorgenommen, alle Jahresvorhaben an diesen Bauten bis zum 27. Dezember zu beenden. *

Kurz und knapp

Doch was wären alle diese Streiflichter ohne die Aussage eines Fachmanns darüber, wie man eben diesen Winter in

die Reihe anderer Moskauer Winter einzuordnen habe? „Der kälteste war 1941/42. Am 17. Januar zum Beispiel sank die Quecksilbersäule auf 42,2 Grad minus", sagt uns Alexej Charlashin vom Hydrometeorologischen Zentrum der UdSSR. „Und der wärmste wurde 1960/61 registriert. Der wenigste Schnee fiel 1932/33, der bisher meiste 1964/65. Der gegenwärtige Winter scheint diesen Rekord allerdings brechen zu wollen: Von 17 bis 46 cm reicht die Schneedecke jetzt, und noch ist kein Ende abzusehen." *



Ein Kapitän in der Luft

Er geht nach seiner Mannschaft als letzter von Bord. In den seltensten Fällen wohl ist ein Fotoreporter in der Nähe, wenn es eine so dramatische und dazu noch geglückte Rettungsaktion auf hoher See gibt. W. Smirnow aus Moskau hielt sie im Bild fest und sandte sie zum internationalen Fotowettbewerb der „Prawda" für 1977. Er gewann den ersten Preis.

Mein Wort zur Sache

Kurs: Elfter Kongreß

In dieser Ausgabe finden Sie einen Bericht über meine Heimatstadt Pößneck und unseren Betrieb, das Karl-Marx-Werk, in dem ich schon seit dreißig Jahren arbeite. Das sind für mich auch drei Jahrzehnte einer immer engeren Beziehung zur Sowjetunion. Unsere wichtigsten Erzeugnisse sind Schulbücher für die UdSSR. Mit gutem Erfolg wenden wir sowjetische Produktionserfahrungen an, zum Beispiel bei uns in der Buchbinderei die Schandarowa-Sletkowa-Methode. Dabei geht es darum, Mängel an den Zulieferungen rechtzeitig herauszufinden und gemeinsam mit den Brigaden der Vorfertigung zu beheben, damit keine fehlerhaften Erzeugnisse weiterverarbeitet werden.

Als ich 1950 Mitglied der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft wurde, kannte ich die Sowjetunion und ihre Menschen noch nicht aus eigenem Erleben. 1961 hatte ich dann zum erstenmal Gelegenheit, nach Moskau zu fahren. Mit den Arbeitern der Buchbinderei des Druckereibetriebes „Roter Proletarier" tauschten wir Erfahrungen aus und interessierten uns besonders für das Fließbandverfahren, das anschließend bei uns eingeführt wurde. Diese freundschaftliche Zusammenarbeit hat inzwischen ihre Tradition, regelmäßig erfolgen gegenseitige Besuche, zweimal im Jahr gibt es Konsultationen über die neueste Technik. Und wir sind immer wieder beeindruckt, wie herzlich unsere Kollegen von den Moskauer Arbeitern aufgenommen werden und wie bereitwillig diese ihre Erfahrungen übermitteln. Ich denke, man muß nicht viele Worte verlieren, um nachzuweisen, daß die wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben der nächsten Jahre nur in enger Zusammenarbeit mit der Sowjetunion und allen anderen sozialistischen Bruderländern zu lösen sind. Für uns Karl-Marx-Werker bedeutet das, noch höhere Ansprüche an die Qualität unserer eigenen Erzeugnisse zu stellen und den Plan unserer Exporte in die Sowjetunion in allen Kennziffern termingerecht zu erfüllen. Darin erblicken wir unseren Hauptbeitrag zur Vorbereitung auf den bevorstehenden 11. Kongreß der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft.

Margot Küchler

Margot Küchler

Valentin Rasputin – ein sibirischer Charakter

„Die Erziehung der Gefühle, vor allem die Erziehung zur Güte, zur Aufrichtigkeit und zur Pflicht vor unserer Heimat, unserem Volk – das betrachte ich als meine literarische Aufgabe . . .“

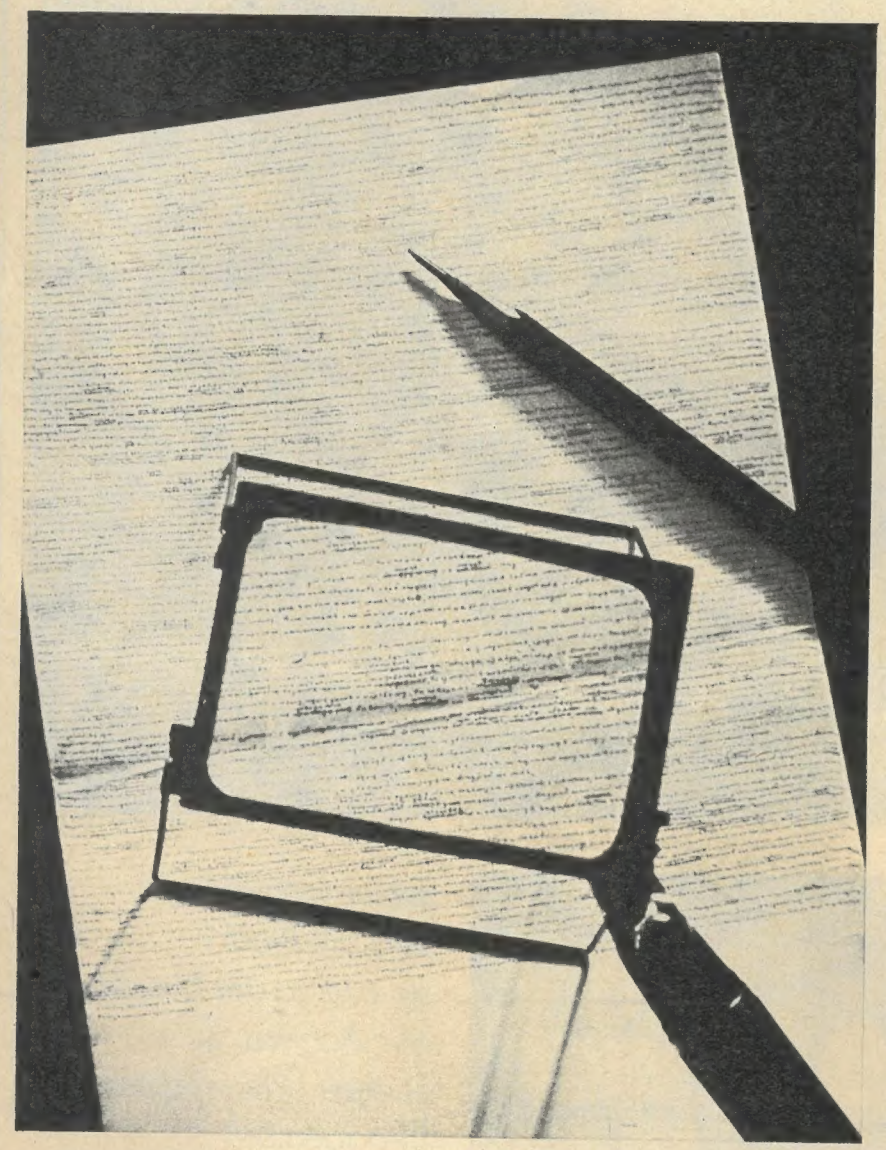
sagte der 1937 geborene Schriftsteller VALENTIN RASPUTIN, Staatspreisträger 1977 und Volksdeputierter, der in seinen im vergangenen Jahr in der DDR erschienenen problem-und gedankenreichen Erzählungen GELD FÜR MARIA, DIE LETZTE FRIST und LEB UND VERGISS NICHT mit großem Talent von Sibirien und seinen Menschen erzählt. Die Handlungsorte

seiner Geschichten sind die Dörfer an und in der Umgebung der Angara. Zu einigen Schauplätzen begaben sich FW-Mitarbeiter Helmut Zemke (Text) und Heinz Krüger (Bild) und besuchten den Schriftsteller in Irkutsk, wo er mit seiner Familie (Bild links) lebt und arbeitet.

Valentin Rasputin — ein sibirischer Charakter

Nein, milde hatte sich der Winter in dieser Gegend nicht angelassen. Der Frost klirrte bis zu dreißig Grad herunter. Wir stehen am Ufer des Baikalsees und erinnern uns an den Anfang von Valentin Rasputins packender Geschichte von Nastjona und dem Deserteur Andrej Guskow. Allgegenwärtig ist der Winter in der Erzählung LEB UND VERGISS NICHT und die Schilderung der Natur darin so bildhaft, daß ich mir gewünscht hatte, sie zu erleben.

Blau ist die Luft, und die Kälte beißt zu. Über den Nebelbergen, die das jenseitige Ufer des noch nicht vereisten Sees verhüllen, ragen die mächtigen Gipfel des Sajan-Gebirges empor. Keine fünfzig Werst übern See — und man ist in Transbaikalien, in Burjatien. Aber die Straße von Irkutsk endet hier für uns. Zu spät, sich mit dem Schraubendampfer oder der Raketa übersetzen zu lassen, zu früh, auf dem Eis dem diesseitigen Ufer zu entkommen. Ein paar Touristen aus Oberbayern star-



ren enttäuscht und dennoch beeindruckt hinüber, ehe sie räsonierend wieder in den bequemen warmen Bus steigen. Dies ist nicht Touristenzeit. Sibirien zeigt seine Zähne, und bis auf einige wenige Unentwegte sparen sich die meisten Globetrotter ihre Reiselust für freundlichere Tage auf. Freilich — die Leute hierzulande, die sich gern als Hiesige bezeichnen lassen, lächeln über die Frostbeulen aus Mitteleuropa. Denn, wenn der Winter hier erst richtig ernst macht, stürzt die Quecksilbersäule auf die fünfzig und niedriger herab.

Etwa zehn normale Manuskriptseiten enthält dieses eine Blatt, Teil des Urmanuskripts der Erzählung GELD FÜR MARIA. Zu dieser Arbeitsweise gehören ein halbes Dutzend gut angespitzter Bleistifte und ein gutes Auge, über das Valentin Rasputin als Enkel eines Taigajägers verfügt.

Angara bei Nikola

Flußauf und flußab dampft es wie in einer Sauna. Rasputins geliebte Angara, die hier das „heilige Meer" der Sibirier verläßt, ist ein recht exzentrisches Gewässer — an ihrer Quelle ist sie nicht wie andere Flüsse ein Bach, sondern ein breiter Strom; im Sommer ist sie eiskalt und gefriert als letzter aller sibirischen Flüsse; an ihrem Austritt aus dem See hat sie überhaupt nie eine geschlossene Eisdecke; ihre schnelle Strömung ist umwölkt von weißem Brodem; die Wellen und Schnellen erblickt man erst, wenn man an ihrem Strand steht. Da stehen wir mit einem echten Sibiriaken — an ebensolchem Strand, in einem Dorf an der Angara ist Valentin Rasputin zur Welt gekommen. Die stattlichen Lärchen sind mit Schnee bezuckert, die struppigen Anhöhen und der Taigawald. Eine Siedlung zieht sich hügelan. Weiße Dächer, festgefügte Häuser aus Balken und Bohlen mit dem charakteristischen Holzspitzenwerk an First und Tor. Spitzen anderer Art häkelte der Frost an die Fensterscheiben. Manche sind betaut, neugierige Gesichter erscheinen dahinter. Der Sturm treibt die Kuh mit ihrem Kalb in den Schutz der wärmenden Wände, und nur die Hunde, auf Scharik oder Laika hörend, mit schwarzen Augenflecken und spitzer Schnauze, begrüßen den Fremdling auf ihre Art.

Die Reusen ruhen wohlverpackt in den Bretterbuden am Fluß, die Boote kieloben auf dem Kies. Da ist auch die Banja. Kringelt sich blauer Rauch aus dem Schornstein? Sind die Fenster verhängt? Steht der Reisigbesen vor der Tür? Dies ist nicht die Stunde für ein Bad. Das ist die Zeit, wo die Pelmenis in der Schüssel dampfen, und der Samowar summt und zischt.

Wir treten ein. Bei den Sujews. Guten Tag, Jekaterina Michailowna! — Willkommen! — Kennen Sie Rasputin? Den Schriftsteller, der das Dorf beschreibt und seine Menschen? — „Oh, ja!" sagt sie, „Geld für Maria", sagt sie. Und lächelt. „Wie sollte ich den nicht kennen?! Ich stamme aus einer Goldgräbersiedlung unweit der Lena. Jetzt bin ich hier Krankenschwester. Mein Mann ist Fischer, aber der Fisch hier steht nicht besonders. Mein Mann arbeitet jetzt als Bauarbeiter in einem Sanatorium von Listwjanka ... Greifen Sie zu!"

Es gibt Pelmeni mit gehacktem Fleisch und eine ausgezeichnete Soße aus selbstgemachtem Tomatenmark, scharf gewürzt mit Knoblauch. Das Dorf, wo Jekaterina Michailowna mit ihrer Familie lebt, nennt sich Nikola und befindet sich an der Stelle, wo die Angara, nachdem sie aus dem Baikal tritt, eine kleine Bucht bildet. Es könnte auch Atamanowka heißen, wie in Valentin Grigorjewitschs LEB UND VERGISS NICHT. Atamanowka, am rechten Angaraufer, zählte nicht mehr als dreißig Höfe. „Ein Dörfchen, kein Dorf ... Es war einst in einem entlegenen Winkel erbaut worden ... bis zum nächsten Dorf ... waren es über zwanzig Werst." Sein früherer Name Rasboinikowo (Räuberdorf) deutete auf eine schlimme Tradition. Vor längst vergangener Zeit gingen die Bauern hier einem einträglichen Gewerbe nach: „... Sie visitierten die von der Lena herüberkommenden Goldgräber ..."

„Mein Gott", ruft Jekaterina Michailowna überrascht, „so ein Dorf kenne ich auch." „In der Nähe gab es eine andere Siedlung. — Atalanka", sagt Valentin Grigorjewitsch. „Da bin ich her."

Kindheit in Atalanka

Atalanka, etwa 400 Kilometer von Irkutsk, dem bedeutenden Industrie- und Kulturzentrum dieses Gebietes entfernt, hatte 40 bis 50 Höfe. „Damals, in meiner Kindheit", erinnert sich der jetzt Vierzigjährige, „war das Leben sehr schwer. Der Krieg lastete auf allem. Wir spürten ihn, obwohl er so unendlich weit weg war. Der Kolchos dort war arm. Besonders während des Krieges und danach. Aber die Menschen lebten und arbeiteten gut miteinander. Wir waren eine große Familie, teilten in den schwierigen Jahren die letzte Kartoffel und haben uns auch so immer gegenseitig geholfen. In der Not rücken die Menschen zusammen. Aber es war auch diese Abgeschiedenheit, dieses Auf-sich-gestellt-Sein, das den verschlossenen Charakter und zugleich das Zusammengehörigkeitsgefühl der sibirischen Dörfler hervorbrachte." Das synthetische Atamanowka hatte, wie es der Autor ausdrückt, keine Zukunft. Die jungen Leute schlugen keine Wurzeln. Angelockt von den großen Siedlungen, vom leichteren Leben in den Städten, zogen sie aus, ihr Glück zu versuchen. Auch um das wirkliche Atalanka machte die neue Zeit keinen Bogen. Auch dort, wie in vielen anderen Dörfern, strebten die Jungen in die industriellen Zentren, dorthin, wo der wissenschaftlich-technische Fortschritt ein kulturvolleres Leben ermöglichte.

„Großvater war Taigajäger", erzählt Valentin Grigorjewitsch, „Fischen und Jagen gehört zum echten Sibiriaken wie das Fell zur Schapka. Der alte Mann hat sehr darunter gelitten, daß seine Söhne und Enkel nicht auch Jäger und Fischer wurden. Als kleines Bürschlein war ich von der Jagdleidenschaft besessen. Fischfang und Jagd waren natürlich für die meisten weder ein Hobby noch ein Beruf. Während der Hungerjahre mußte man einfach jagen und Fische fangen, davon lebten die Familien. Eines Tages genügte die alte Dorfschule nicht mehr. Ich mußte in die Stadt, nach Ust-Uda. Da blieb mir für Jagen und Fischen keine Zeit mehr, und so verlor sich meine Leidenschaft. In dieser Hinsicht bin ich kein typischer Sibiriak."

Rasputins Vater hat auf dem Feld und in der Holzindustrie gearbeitet und gegen die Faschisten gekämpft. Die Mutter war damals immer in Sorge, wie sie die Familie erhalten sollte. Allmählich jedoch heilten die Wunden des Krieges.

Wem die Kennziffern dieses langwierigen Genesungsprozesses, die man in einschlägigen Zeitungsartikeln, Broschüren und Büchern nachlesen kann, nicht ausreichen, um sich eine Vorstellung vom gewaltigen Fortschritt in diesem Lande zu machen, der möge sich mit der Literatur beschäftigen. Diese künstlerischen Protokolle der Wirklichkeit

erfassen gesellschaftliche, ökonomische, kulturelle Entwicklung in Menschenschicksalen. Sie zeichnen all das auf, was sich zwischen den Meßlatten der Geschichte an menschlicher Leidenschaft, Kraft und Ohnmacht, Freude und Schmerz, an Komik und Tragik, an Wahrheitssehnsucht und Irrtum zugetragen hat. Rasputin, einer der „Protokollanten", sagt dazu: „Literatur ist eine wichtige Sache. Wir sollten aber bei all unserem Bemühen, Schriftsteller wie Leser, nie aus dem Auge verlieren, daß das Wichtigste das Leben selbst ist. Kann denn ein Schriftsteller an der Wirklichkeit vorübergehen? Was in Sibirien gegenwärtig geschieht, ist von außerordentlicher Bedeutung. Für unser Land, ja für die Welt. Und die Probleme Sibiriens, die bewegen selbstverständlich auch mich."

Übergänge und Verwandlungen

Es ist noch gar nicht so lange her, daß unter den zahlreichen „rasenden Reportern", die über Wann — Wo — Was — Wie — Warum zu berichten hatten, auch ein junger Mann zu finden war, dem nach eigener Aussage das gegenwärtige sibirische Leben erstaunlich dynamisch vorkam und der von den Bauten und den Erbauern viel und mit herzlichen Gefühlen in Zeitungen geschrieben hat. Valentin Rasputin war ein äußerst gewissenhafter Berichterstatter, dem es darum ging, von Menschen zu erzählen, die bauen, „die dem Beton und Stein die ‚lebendige Seele' einhauchen". Mit dieser dichterischen Metapher meint er selbstverständlich nicht irgendeine Beseelung von Gegenständen — sie weist vielmehr auf den schwierigen inneren Wachstumsprozeß derer hin, die mit der Herstellung großer Bauten befaßt sind. Und damit befand sich der Journalist Rasputin eigentlich schon im Vorzimmer der Literatur. Denn — was der Zeitungsmann mit schnellem Griff zusammenrafft, was er an aktuellem, sehr konkreten Wirklichkeitsausschnitt dem Leser vorführt, das zerlegt und lotet aus in immerwährender Forschungsarbeit der Schriftsteller. Rasputin sagt, daß es ihm von einem gewissen Zeitpunkt nicht mehr genügte, das zu beschreiben, was alle sahen und hörten, daß er als Schriftsteller nun erzählen mußte, was nur er allein wissen konnte. Diese seine literarische Forschungsarbeit begann Rasputin mit seinem ersten, im Jahre 1967 erschienenen Buch EIN MENSCH VON DIESER WELT, in dem er den Übergang von der literarischen Reportage zur Erzählung vollzog.

Übergänge, Abschlüsse und Anfänge gab es in seinem Leben einige, auf die sich Rasputin, wie es scheint, nicht ungern besinnt. Da wäre Irkutsk zu nennen, die bunte, für den Dorfjungen so imponierende Großstadt, die ihm schon deshalb gefiel, weil er seine geliebte Angara nicht zu verlassen brauchte. Ganze 17 Jahre alt war er, als er hier die historisch-philologische Fakultät an der Universität bezog.

In einer Buchhandlung der Irkutsker Magistrale, der Karl-Marx-Straße, begegneten wir der Buchhändlerin Galina Alexandrowna, die sich noch

Fortsetzung Seite 8

Im hierzulande üblichen Pferdeschlitten durch das Dorf Urik, fünfundzwanzig Kilometer von Irkutsk entfernt, das im vorigen Jahrhundert Verbannungsort für Revolutionäre war.

Valentin Rasputin — ein sibirischer Charakter

heute an jenen bescheidenen und sehr neugierigen Studenten erinnert, der sich hier mit Büchern versorgte und mit ihr über Literatur und Geschichte plauderte. Galina Alexandrowna findet Rasputins Geschichten lebenswahr und seine Sprache kraftvoll und poetisch. „Wie er den Menschen ins Herz guckt", ruft sie aus. „Zum Beispiel die alte Anna in seiner Erzählung DIE LETZTE FRIST — was für ein Mensch, so klug und so gütig."

Eigentlich wollte Rasputin Lehrer werden. Um nebenher Geld zu verdienen und sein Stipendium aufzubessern, schrieb er Beiträge für die Irkutsker Jugendzeitung. Diese zufällige Tätigkeit lenkte sein Interesse ausschließlich auf das Schreiben. Nach Beendigung der Universität schickte ihn die Krasnojarsker Jugendzeitung als Sonderkorrespondent zum Bau der für mehrere Industriekomplexe wichtigen Straße Abakan—Taischet, später auch zum Krasnojarsker Wasserkraftwerk. Diese Schreiberfahrungen waren für den sich mausernden Schriftsteller von unschätzbarem Wert. Die unmittelbare Wiedergabe von Ereignissen und Vorgängen schärfte seinen Wirklichkeitssinn.

Dorfprosa

Valentin Grigorjewitsch vertauscht seinen eleganten Stadtmantel mit einem sibirischen Schafspelz. Wir fahren über Land. Die Straße folgt dem Lauf der Angara. Eine rote Wintersonne begleitet uns. Die verschneiten Wiesen und Hänge funkeln wie Diamantenfelder. Nach fünfundzwanzig Kilometern Urik, das Dekabristendorf, in einer leichtgewellten Ebene, allen Winden preisgegeben. Im vorigen Jahrhundert Verbannungsort für Revolutionäre, heute ein Dorf wie jedes andere, durch Straßen und Ätherwellen mit der nahen Großstadt verbunden.

„Ich lese so oft", sage ich, „von der Industrialisierung und Urbanisierung des Dorfes. Sicher geht eine solche Entwicklung, besonders unter sibirischen Bedingungen, nicht ohne Schwierigkeiten, ohne Konflikte vor sich. Offensichtlich stehen sich alte Denk- und Lebensgewohnheiten und Gegenwart gegenüber oder koexistieren miteinander. Sie haben das ja in Ihren Geschichten sehr realistisch beschrieben, wobei Sie gewisse positive Werte des alten sibirischen Dorfes erhalten wissen wollen."

„Ja", erwidert Valentin Grigorjewitsch, „bestimmte moralische Grundsätze für das Handeln des Menschen müssen erhalten bleiben, wie etwa die einfache menschliche Solidarität oder die Dankbarkeit der Kinder den Eltern gegenüber."

In die Befriedigung, so meint er, über den gesellschaftlichen und zivilisatorischen Fortschritt mische sich jedoch auch die Besorgnis, daß mit untergangsreifen Denk- und Lebensgewohnheiten positive menschliche Eigenschaften und Wertvorstellungen zugrunde gingen.

Das Dorf Atalanka, so erzählt der Schriftsteller, wurde vom Bratsker Stausee überflutet und an anderer Stelle, mit zwei weiteren Dörfern vereinigt, wieder aufgebaut. Einst eine arme, abgeschiedene Siedlung, entwickelte es sich zu einer wohlhabenden Kollektivwirtschaft. „Das Leben", sagt Rasputin, „ist dort besser geworden, aber jeder lebt für sich." Dieses Problem kann nach Rasputin nur durch die Entwicklung neuer menschlicher Beziehungen gelöst werden, Beziehungen, in denen die positiven Wertvorstellungen des alten Dorfes mit den neuen sozialistischen Wertvorstellungen verschmelzen. Der Schriftsteller vergleicht in diesem Zusammenhang das sibirische Dorf mit der Mutter. In all den Jahren, da sich sozialistische Verhältnisse auf dem Lande herausbildeten, hat sie wenig Zeit gefunden, das Neue in sich aufzunehmen. „Wenn aber die alte Mutter in die Stadt kommt, zu uns, die wir viel gelernt, Schulen, Institute, Universitäten absolviert haben, werden wir uns ihrer schämen? Nur weil sie nicht kann, was wir können? Weil sie vieles nicht begreift? Sie ist alt. Sie wird sterben. Wir werden leben. Und wir sollten nicht vergessen, was wir ihr verdanken."

Als Journalist habe er viel von den Großbaustellen, vom kommunistischen Aufbau, von den Menschen berichtet, die dieses gewaltige Land entdecken und erobern. Als Schriftsteller habe er sich jedoch wieder seiner Mutter erinnert, seines Dorfes. „In diesen vielen weitverstreuten Dörfern Sibiriens leben Millionen von Menschen, die seit langem ein ruhiges, gleichbleibendes Leben führen. Sie sind unsere Zeitgenossen. Sie erarbeiten für alle das tägliche Brot. Ich kenne sie so gut wie mich selbst. Wenn ich über sie schreibe, schreibe ich auch über mich, über die Macht der Tradition, über Vorurteile und erhaltenswerte

Valentin Rasputin mit seiner sechsjährigen Tochter Maria und auf einem Spaziergang am Ufer der Angara in Irkutsk, wo der Schriftsteller mit seiner Familie lebt. Irkutsk ist die Hauptstadt eines großen Industriebezirkes und zugleich kulturelles Zentrum mit einer Universität, mit Theater und Bibliotheken.

Eigenschaften, über Wandlungen, über das, was endgültig verlorengeht.
Aber sagen Sie selbst — kann man am Grab der Mutter stehen mit steinernem Herzen und trockenen Augen? Es gibt in unserer sowjetischen Literatur die sogenannte Dorfprosa. Und es gibt Leute, die den Autoren von Dorfprosa vorwerfen, sie wollten das alte Dorf verewigen. Das ist natürlich nicht richtig." Die Vertreter der sowjetischen Dorfprosa wie Abramow, Astafjew, Below, Rasputin und andere versuchen, den Kampf zweier geistiger Welten darzustellen. Einen solchen komplizierten Prozeß, so Rasputin, könne die Literatur nicht ignorieren. Es sei die Aufgabe des Schriftstellers, sich damit auseinanderzusetzen.

Begegnung in Listwjanka

Ebenso betrachtet es Valentin Rasputin auch als seine literarische wie staatsbürgerliche Pflicht, die Öffentlichkeit immer wieder auf die Gefahren hinzuweisen, die unserer natürlichen Umwelt und damit auch dem Menschen drohen. Die Industrialisierung, so meint der Schriftsteller, könnte, wenn sie nicht mit den notwendigen wohldurchdachten Umweltschutzmaßnahmen einhergeht, zu einem Krieg gegen die Natur, gegen uns selbst werden. „Der einzelne wie die Gesellschaft begreifen", so Rasputin, „daß man die Natur schützen muß, daß man die Naturgesetze nicht verletzen darf. Dennoch wird nicht selten der industriellen Entwicklung mehr Beachtung geschenkt als den Gesetzen der Natur."
Hier in der Siedlung Listwjanka am Baikalsee, oberhalb der Angara-Ausmündung, befindet sich das Limnologische Institut, übrigens das einzige seiner Art in der Welt. Die Wissenschaftler befassen sich dort mit Fragen der Koexistenz von Zivilisation und Seelandschaft. Dem Sibirier Rasputin liegt das Schicksal des Baikalsees ebenso am Herzen wie die Zukunft der Angara, des Waldes, der Tierwelt. Deshalb finden die Bemühungen um jene Koexistenz ganz gewiß seine Zustimmung. Denn für alle, Staatsbürger wie Staat, gilt das Gebot: die Natur zu behüten, sorgfältig mit ihr umzugehen, ihre Reichtümer rationell zu nutzen und ihr behilflich zu sein, sich zu reproduzieren. Diese Problematik stellt Rasputin in seiner bisher letzten großen Prosaarbeit dar, in dem Roman „ABSCHIED VON MATJORA", der gegenwärtig ins Deutsche übertragen wird.
Der kleine Hafen von Listwjanka ist um diese Jahreszeit verwaist.

Fortsetzung Seite 10

Einkauf im Dorfladen. Hier könnte die Heldin der Erzählung GELD FÜR MARIA gearbeitet haben. Der Schriftsteller ist oft in den Dörfern seiner ostsibirischen Heimat unterwegs, um mit den Menschen zu sprechen, ihre Probleme zu erfahren und ihre sprachlichen Eigenarten zu studieren.

Die Rammpfähle, das Bollwerk haben einen Eispanzer angelegt, aber die Wassertemperatur ist nicht unter 4 Grad Plus gesunken. Ein kalter Wind fegt über die Mole und die Uferstraße, auf der uns kräftig ausschreitend Antonina Jemeljanowna, die Briefträgerin, entgegenkommt. Wir bleiben stehen, fragen sie, ob es ihr denn nichts ausmache, bei dieser Kälte Briefe auszutragen. Sie wehrt ab, sie lächelt. „Es ist doch ein schöner Beruf", sagt sie, „denn man bringt den Leuten wichtige oder gute Nachrichten ins Haus. Und wenn es schlechte Nachrichten sind, ist man selbst bekümmert, aber man lebt und fühlt mit den Menschen." Ob sie Rasputin kenne, wollen wir wissen. Nein, sie kenne ihn nicht. Valentin Grigorjewitsch stellt sich vor. Antonina Jemeljanowna schaut ihm mit wissenden Augen prüfend ins Gesicht, dann klopft sie ihm burschikos vor die Brust und sagt: „Sieh einer an, könnte mein Sohn sein."

Gespräch in Irkutsk

Valentin Rasputin lebt mit seiner Familie, seiner Frau Swetlana, die Mathematiklehrerin ist, und seinen beiden Kindern, dem sechzehnjährigen Sergej und der sechsjährigen Maria, in Irkutsk. Den Winter über sitzt er täglich an seinem Schreibtisch und schreibt in einer mikroskopisch kleinen, kalligraphisch anmutenden Handschrift seine Urmanuskripte, die er später, nach gründlicher Bearbeitung, in die Maschine überträgt. Die Genauigkeit der Beobachtung und der Gedankenarbeit findet hierin ihren sichtbaren Ausdruck. Obwohl dem einfachen Menschen auf das innigste verbunden, stets bereit und unterwegs nach neuen menschlichen Kontakten, sucht er dennoch häufig das Alleinsein. Das ist für ihn nicht nur notwendiger Schutz gegen die Ablenkungen des Alltags, es ist eine der Grundbedingungen seines Schaffens. Wenn der Sommer das Land berührt, zieht er sich öfter in seine Datscha jenseits des Baikalsees zurück.

Rasputin steht in der Erzähltradition der russischen Klassiker, Dostojewskis Psychologismus und Bunins meisterhafte Stilkunst sind ihm Vorbild. Scholochow bezeichnet er als Lehrmeister seiner Generation. Aber er verfolgt mit der gleichen Intensität, mit der er die große Prosa der Vergangenheit studiert, die gegenwärtige Literatur. Er liebt die Aufrichtigkeit und Volksverbundenheit bei Schukschin, ihn fesselt die Tiefe der dramatischen Konflikte bei Wassili Below und Sascha Wampilow, mit dem ihn bis zu dessen Tode eine feste Freundschaft verband.

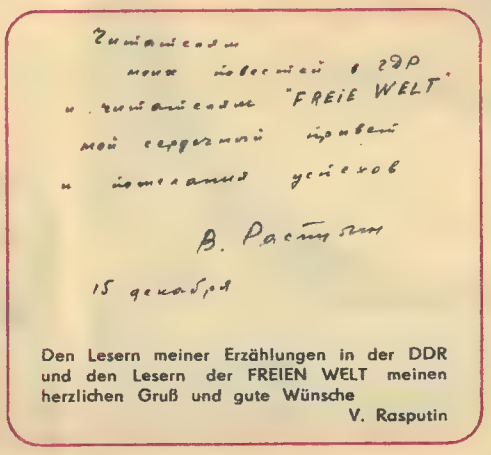
Angesichts der recht stattlichen Reihe seiner Bücher in fremden Sprachen, angesichts des Staatspreises, den Rasputin im vergangenen Herbst empfangen hat, drängt sich mir die Frage nach den Ursachen literarischen Erfolges geradezu auf.

„Erfolg", erwidert Rasputin, „hängt nicht nur vom Talent des Schriftstellers ab, sondern auch davon, ob und wie er den Finger auf wunde Stellen in den Beziehungen der Menschen zueinander legt. Obwohl

In der modernen Großstadt Irkutsk gibt es noch viele schöne malerische Winkel mit alten, sehr gepflegten Blockhäusern, die mit den charakteristischen sibirischen Holzspitzen verziert sind. Einige besonders reizvolle von ihnen stehen unter denkmalspflegerischem Schutz.

Valentin Rasputin – ein sibirischer Charakter

In Listwjanka am Baikalsee, einem Kurort und Hafen, in dem auch das Limnologische Institut an Forschungsaufgaben für den Umweltschutz arbeitet, trägt Antonina Jemeljanowna Briefe aus. Sie gehört zu den alten Frauen des Dorfes, deren Güte und Lebensweisheit Valentin Rasputin in seinen Erzählungen, zum Beispiel in DIE LETZTE FRIST, dem Leser so ergreifend vor Augen geführt hat.



Den Lesern meiner Erzählungen in der DDR und den Lesern der FREIEN WELT meinen herzlichen Gruß und gute Wünsche

V. Rasputin

doch die Leser ganz unterschiedliche Gedanken, Gefühle und Gesichter haben, sind sie auch zusammengenommen mit einem lebendigen Organismus vergleichbar, der mit feinsten Nerven ausgestattet ist. Manche enden direkt unter der Haut und sind besonders empfindlich. Trifft der Schriftsteller diese empfindlichen Stellen, so ist ihm der Erfolg so gut wie gewiß. Wenn der Schriftsteller sein Publikum gut kennt, wenn er weiß, wovon es innerlich lebt, so wird er zu allem auch noch Mut und Aufrichtigkeit brauchen, um auszusprechen, was die Leute bewegt."

„Die Wirkung solcher Schriftsteller wie Trifonow, Tendrjakow, Below, Bykau und Abramow beruht wohl auf dieser Fähigkeit, gesellschaftliche Probleme in gültiger Form auszusprechen. Ist damit schon große Literatur entstanden?"

„Ob es zu irgendeiner Zeit große Literatur gibt, wird, wie gesagt, nicht von der Begabung dieses oder jenes Schriftstellers abhängen, sondern von der Notwendigkeit für die Gesellschaft, solche Schriftsteller zu haben. Nicht die Schrifsteller setzen die Probleme auf die Tagesordnung – die Probleme bringen die Schriftsteller hervor."

„Wie Sie, Valentin Grigorjewitsch, die Probleme sprachlich sinnfällig machen, wie Sie die Sprachgewohnheiten, die mundartlichen Redewendungen Ihrer Figuren einsetzen zu ihrer Charakterisierung und Profilierung, wird von Ihren Lesern bewundert und auch von ihren Kritikern hervorgehoben. Was muß die Sprache sein?"

„Vor allem genau. Sie muß treffen, sie muß natürlich aus der Gedanken- und Gefühlswelt, aus dem Charakter und der Situation der Menschen erwachsen. Eigentlich uralte Regeln, aber wie oft wird dagegen gesündigt. Man kann, glaube ich, diese Regeln nur einhalten, wenn man sich fortwährend im Gespräch mit den einfachen Menschen des Volkes befindet, wenn man es versteht, denen ins Herz zu sehen, über die man erzählt. Man muß ihnen aufmerksam zuhören, beim Arbeiten, beim Feiern, beim Einkauf im Dorfladen oder beim Schwatz auf der Dorfstraße. Ich arbeite unaufhörlich an einem Wörterbuch der sibirischen Volkssprache. Das ist eine sehr lebendige Sprache, über deren Entwicklung man sich dauernd auf dem laufenden halten muß."

Nach einem opulenten sibirischen Abendessen, für das Frau Swetlana alles aufgeboten hatte, was Küche und Keller hergeben mochten, und für das wir uns herzlich bedanken, begleitet uns Valentin Grigorjewitsch durch die abendlichen Straßen seiner Heimatstadt. Lichterfüllt ist die Karl-Marx-Straße, sind die Geschäfte und Restaurants. Unten schimmert ungewiß und rauscht die Angara, als wolle sie uns an die Kraft, an die Größe, an den Reichtum dieses Landes erinnern. Ja, reich ist dieses Sibirien, nicht zuletzt, weil es solche Charaktere hat wie diesen Valentin Rasputin.

Bei den Vorarbeiten zu diesem Beitrag half uns unsere Moskauer Kollegin Lisa Klutschewskaja

Zum Jubiläum ▸

Protokoll '78

Die sowjetische Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR blickt in diesen Tagen auf ihre zwanzigjährige Tätigkeit für Freundschaft und Zusammenarbeit zwischen unseren Völkern zurück. In dieser Zeit wurde sie zu einer echten Massenorganisation. Waren es 1958 nur 39 Kollektivmitglieder, sind jetzt bereits über 2000 eingeschrieben — Sowchosen, Kolchosen, Forschungseinrichtungen, Schulen und solche bedeutenden Industriebetriebe wie „Moskabel" und das Elektromechanische Werk „Wladimir Iljitsch". Jetzt wurde in Berlin ein Protokoll der Zusammenarbeit der Freundschaftsgesellschaften unserer beiden Länder im Jahre 1978 durch Generalsekretär Kurt Thieme und Jewgeni Iwanow, stellvertretender Vorsitzender des Verbandes der sowjetischen Gesellschaften für Freundschaft und kulturelle Verbindungen mit dem Ausland, unterzeichnet (unser Foto). Im Haus des Zentralvorstandes der GfDSF hatten sich zu diesem Anlaß die Mitglieder des Präsidiums der Gesellschaft, Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, Dr. Lothar Bolz, Präsident der Gesellschaft, Prof. Dr. Dr. Erich Correns, Präsident des Nationalrates der Nationalen Front sowie Mitglieder des Sekretariats eingefunden. Herzlich begrüßte Gäste — Vertreter der Botschaft der UdSSR und der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland. Auf den guten Erfahrungen bei der gemeinsamen Vorbereitung des 60. Roten Oktober aufbauend, wurde für 1978 u. a. der Austausch von Referenten und Lektoren, von Touristengruppen und Kulturensembles beschlossen. Auf einer Festveranstaltung am Nachmittag des gleichen Tages unterstrich Dr. Lothar Bolz die gewachsene Qualität dieser Zusammenarbeit und setzte als Schwerpunkt der künftigen massenpolitischen Tätigkeit den 11. Kongreß unserer Freundschaftsgesellschaft, die Vorbereitung des 30. Republikjubiläums.

◂ VR Benin:

Auf dem Wege

Nationalradio „Stimme der Revolution". An der Einfahrt ein junger Fallschirmspringer in gesprenkelter Uniform. Aufmerksam betrachtet er den vorgezeigten Presseausweis. „Sowjetunion", sagt er, und salutiert. „Fahren sie durch, Genosse." Ja, Benin kennt seine Freunde.

Die bewaffneten Posten vor den staatlichen Einrichtungen jedoch erinnern daran, daß die Volksrepublik Benin nicht nur Freunde hat. Besorgt verfolgt die innere und äußere Reaktion den revolutionären Prozeß in diesem westafrikanischen Staat, der den wissenschaftlichen Sozialismus als einzigen realen Weg der gesellschaftlichen Entwicklung frei und eindeutig gewählt hat. Im Januar vergangenen Jahres landete eine Gruppe imperialistischer Söldner in der Hauptstadt Cotonou, um die Regierung des Obersten Matheu Kerekou zu stürzen. Die Invasion konnte niedergeschlagen werden. Doch die Bevölkerung bleibt wachsam. Breite Schichten der Jugend üben sich im Gebrauch der Waffen, und erstmalig

wurde in den Streitkräften eine Fraueneinheit gebildet.

Die ehemalige Kolonie Dahome zählt zu den 25 ärmsten Ländern der Erde. 80 Prozent der 3-Millionen-Bevölkerung waren des Schreibens und Lesens unkundig. Wirtschaftlich wurde das Land vollständig vom „Mutterland" Frankreich beherrscht. Diese Abhängigkeit wird jetzt konsequent überwunden. Erste Schritte: Nationalisierung der wichtigsten Wirtschaftszweige und des Außenhandels. Dafür wird die Zusammenarbeit mit den sozialistischen Ländern immer enger. Die Sowjetunion zum Beispiel hilft der Republik, ihre reichen Bodenschätze zu erschließen. Der Entwurf des ersten Staatsplanes 1978 bis 1980 wurde lebhaft diskutiert — Intensivierung der Wirtschaft, Verbesserung der sozialen Bedingungen sind einige seiner Schwerpunkte. Die allgemeine Schulpflicht ist eingeführt, der Unterricht ist unentgeltlich. In den Dörfern werden Genossenschaften gegründet. Die Partei der Volksrevolution verspricht dem Volk keine goldenen Berge. Aber sie ruft alle Beniner auf, energisch anzupacken.

A. Lange, APN

Rostock 34388

Am Apparat: Kurt Bauer, Sekretär für Agitation und Propaganda beim Bezirksvorstand Rostock der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft.

— Welche Hauptvorhaben gibt es im Küstenbezirk in Vorbereitung des 11. Kongresses unserer Freundschaftsgesellschaft?

— Die 287 000 Mitglieder zählende Bezirksorganisation Rostock schließt in diesem Monat mit den Neuwahlen der Vorstände in 2037 Grundeinheiten die erste Etappe der Kongreß-Vorbereitung ab. Wir können schon jetzt sagen, daß sie erfolgreich war — es gab keine Ruhepause nach dem 60. Jahrestag des Roten Oktober.

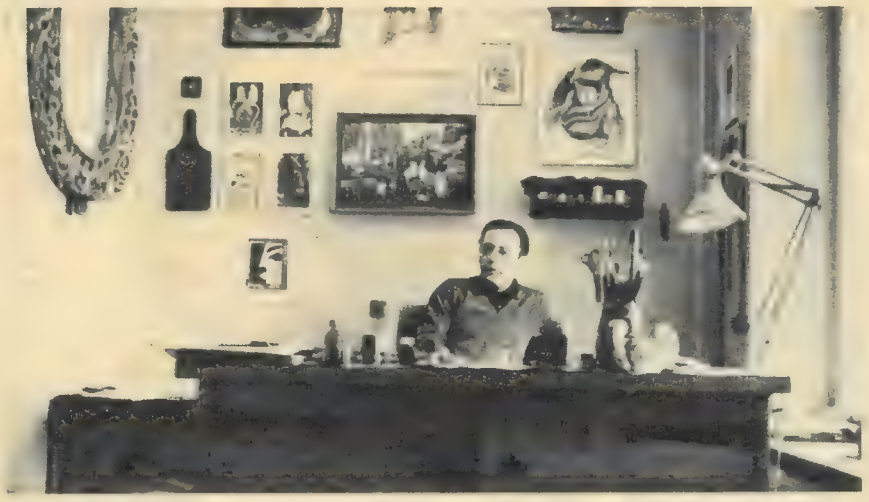
— Das Wort erfolgreich macht uns neugierig, Genosse Bauer. Könntest Du uns dazu ein paar Beispiele nennen?

— Ja, hervorheben möchte ich besonders unsere Kollektive „Deutsch-Sowjetische Freundschaft", die Schrittmacher in der Massenbewegung „Freundschaft-Drushba — DDR 30" sind. 4699 tragen gegenwärtig den verpflichtenden Ehrennamen und weitere 2030, darunter viele Jugendkollektive, kämpfen um diesen Titel. Als Beispiel möchte ich die Jugendbrigaden in der Grundeinheit des Fischkombinats Saßnitz nennen, das in fruchtbarem Erfahrungsaustausch mit den Freunden vom Rigaer Fischereikolchos „9. Mai" steht. 30 000 Mark ökonomischen Nutzen wollen sie zu Ehren des 11. Kongresses durch intensive Auswertung sowjetischer Erfahrungen erarbeiten. Vorbereitung des Kongresses — das ist aber auch unser Freundschaftsalltag: die zahlreichen Veranstaltungen in unseren Häusern der DSF und den 60 Kabinetten der Freundschaft, die Wissenswettbewerbe, die herzlichen Begegnungen zwischen sowjetischen Schiffsbesatzungen und ihren Paten bei uns im Bezirk. Wöchentlich laufen bei uns 5 bis 6 UdSSR-Schiffe den Rostocker Hafen an. Aus dem Bezirk werden in diesem Jahr 10 Freundschaftszüge und 17 DSF-Reisegruppen ins Freundesland Sowjetunion starten.

▲ FW stellt vor ▼

Mischka – das „Zweimonatskind"

Natürlich kennen Sie es schon — das Bärchen Mischka, Maskottchen für Olympia 80. Auf einer Pressekonferenz in Moskau wurde es kürzlich offiziell vorgestellt (Foto unten rechts). FW-Mitarbeiterin Lisa Klutschewskaja besuchte den Vater des vergnügten Kerlchens, Viktor Tschishikow (Foto oben), in seinem Atelier auf der Malaja Grusinskaja:



— Hier, vierzehn Stock hoch über den verschneiten Dächern des Zentrums, wurde Mischka geboren. Nicht auf Anhieb. Rund zwei Monate hat der renommierte Kinderbuchillustrator — in der DDR u. a. als Autor lustiger Zeichnungen im „Bummi" bekannt — an seiner Entwicklung gearbeitet. „Ich habe Berge von Papier verbraucht: Mischka als Matrjoschka, als Spielzeug aus Wollbommeln, bei einer Rutschpartie (Foto Mitte), als Olympia-Postbote (Mitte links), olympischer Turner (unten links) und, und, und ..." Als Vorlage dienten Bärenstudien, die der Künstler — er begann übrigens schon als Schuljunge Karikaturen zu zeichnen — vor zwanzig Jahren in der Studentenzeit im Zoo gemacht hatte. „Doch sie waren nicht das Ausschlaggebende meiner Idee für das Olympia-Maskottchen. Es ist vielmehr ein Produkt meiner Phantasie. So wie immer, wenn ich eine Tiergestalt für Kinderbücher entwerfe, stellte ich mir auch hier einen Menschen vor. Mischka ist ein liebenswertes Bärchen, das mich eher an irgendeinen Bekannten erinnert als an ein Tier." Nun ist sein Bärenkind umgezogen, aus dem Atelier ins Olympische Komitee — beginnt seinen Weg um die Welt als Souvenir in Stoff und Holz, Plast und Metall. Möchten Sie für Ihre kleinen Leser die Abenteuer des Mischka zeichnen? „Nein. Sein Wachsen und Gedeihen werde ich liebevoll aus der Ferne beobachten."

Nützliche Zusammenarbeit: Die Mitgliedsländer des Rates für Gegenseitige Wirtschaftshilfe unterhalten gegenwärtig Außenwirtschaftsbeziehungen zu 75 Entwick-

◀ Gäste aus Moskau ▶

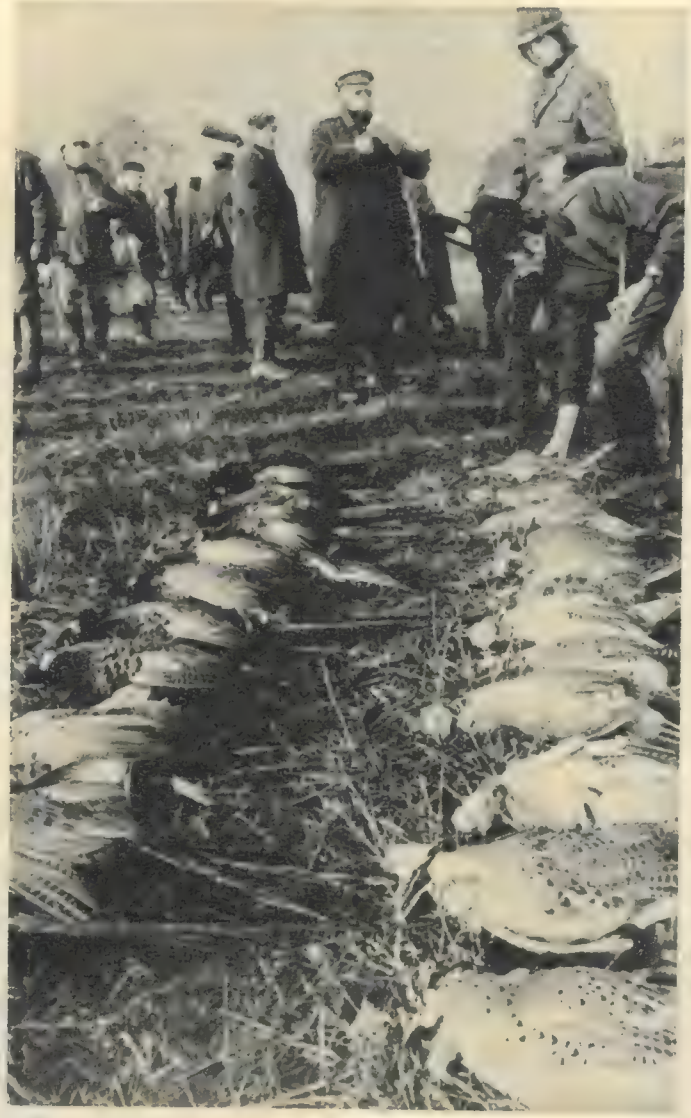
Nadeshda wird tanzen

Zur „Moskauer Woche" vom 31. Januar bis zum 5. Februar kommen bekannte Künstler nach Berlin: die Ballerina des Bolschoi, Nadeshda Pawlowa (Foto: rechts und links) mit ihrem Partner Wjatscheslaw Gordejew, die Sängerin Ludmilla Sykina, der Pianist Andrej Gawrilow. Eröffnet werden diese Tage mit einer großen Estrade im Palast der Republik. Weitere Veranstaltungen finden im Metropol-Theater und im Friedrichstadtpalast statt. Im Kino „International" werden an jedem Nachmittag Filme von „Hase und Wolf" zu sehen sein, und im Otto-Nagel-Haus stellen Moskauer Maler aus. Zeichnungen Moskauer Kinder sind im Haus der Jungen Talente zu sehen.

▼ Blick ins Atelier ▲

Holz wird lebendig

... unter seinen Händen. Faszinierende Masken und Figuren aus der reichen Sagenwelt und Folklore des burjatischen Volkes schafft der Bildhauer Serenshaw Baldano in seinem Atelier (Foto oben). Nicht minder beeindruckend sind seine Porträts von Zeitgenossen — inzwischen eine ganze Galerie: Viehzüchter, Bauern, Jäger, Poeten ... (Foto unten: Entwürfe werden begutachtet — der Künstler schätzt das Urteil seiner Töchter.) Lebhaftes Interesse beim Publikum und in Fachkreisen der Hauptstadt fand Baldano kürzlich mit einer Ausstellung seiner Arbeiten in Moskau.



▲ Im Objektiv

Nachbarliche Jäger-Freuden

Eine gute Strecke haben die Jagdgenossen des Reviers von Konopiste in Mittelböhmen bei dieser Federwildjagd zählen können. Das ist nicht verwunderlich, denn dieses Gebiet ist bekannt für seine Fasanen. Die sorgfältige Hege und Pflege hat in Wald und Flur unseres südlichen Nachbarn ein beachtliches Ergebnis gebracht: etwa 1,5 Millionen Hasen, 1,4 Millionen Fasanen, 1 Million Rebhühner, 300 000 Stücken Rehwild, 44 000 Stücken Rotwild, 20 000 Wildschweine, 12 500 Stücken Muffelwild und 7000 Stücken Damwild.

▲ Für Autowerker

Schlüsselfertig

Der Möbelwagen ist da. — Die Familie des Moskauer Automobilbauers Michail Martanow bezieht ihre Neu-

Kurz berichtet

GLEIS ZUM MEER

Der Schwarzmeer-Kurort Tuapse ist jetzt auch mit einer Gebirgseisenbahn zu erreichen. Die neue, 200 Kilometer lange Strecke führt vom Kuban-Zentrum Krasnodar über 28 Brükken und Tunnel ins Seebad am Fuße des Kaukasus.

HALTBARE „ZEBRAS"

Zur dauerhaften Markierung von Fahrspuren hat sich „Znakoplast" bewährt. Die weiße thermoplastische Masse aus der Produktion der polni-

lungsländern. Die diesen Staaten durch den RGW gewährten langfristigen Kredite erreichten den Umfang von 15 Milliarden Rubel.

Kontakte ▸

Begrüßung auf ukrainisch

Diesmal ist es eine japanische Jugendgruppe, die im Namen des Jugendorganisationsausschusses der Ukrainischen SSR begrüßt wird, der 22 gesellschaftliche Organisationen, z. B. Komsomolgruppen und Sportgemeinschaften, vereint. Über 12 000 internationale Freundschaftsklubs pflegen regelmäßige Kontakte, es gibt Delegationsaustausch, Konzerte und Symposien, an denen sich Vertreter von Jugendorganisationen anderer Länder beteiligen. Besonders herzlich sind die Kontakte zu den jungen Leuten der sozialistischen Bruderstaaten.

▾ Schatzsucher

In einem neuen Revier

... ist zur Zeit das Retschezker Erdölerkundungs-Team im Einsatz. Vor Jahren entdeckte es das erste „schwarze Gold" in der Belorussischen SSR. Jetzt werden Erdölerkundungs-Bohrungen an schwer zugänglichen Orten der Polessje-Niederung im Süden dieser Unionsrepublik niedergebracht.

bauwohnung im jungen Stadtbezirk Lenino-Datschnoje. Hier, an der Bakuninskaja Straße im Nordosten der Metropole, erhalten viele SIL-Werker ein neues Heim. Der Großbetrieb sorgte dafür, daß seit Anfang der 70er Jahre 38 000 Werktätige und deren Familien ihre Wohnverhältnisse verbessern konnten. Für die Erhöhung der sozial-kulturellen Lebens- und Wohnbedingungen der Arbeiter und Angestellten gab das Lichatschow-Werk im vergangenen Fünfjahrplan 66 Millionen Rubel aus.

schen Bergbau- und chemischen Betriebe von Zloty Stok läßt sich einfach auf die Fahrbahnen auftragen, ist Tag und Nacht gut sichtbar, zeigt keine Sprünge bei Hitze- oder Frosteinwirkung und ist abreibfest gegenüber Winter-Streusalz.

DDR-FILM ZU GAST

„Reise durch mein Universum – Eisenstein", dieser neue Dokumentarfilm der DDR von Fred Gehler und Ullrich Kasten lief anläßlich des 80. Geburtstages von S. M. Eisenstein vor internationalen Gästen auf einer Eisenstein-Festveranstaltung im „Haus des Films" in Moskau. Ab 24. Januar wird in Riga ein Eisenstein-Symposium stattfinden. (Siehe auch S. 30 und 31)

ZS 273 IM VISIER

Die ungewöhnliche „Verdunklung" des rund 3 Milliarden Lichtjahre entfernten erdnächsten Quasars ZS 273 untersuchen sowjetische und australische Astronomen gemeinsam mit Teleskopen auf der Krim, im Nordkaukasus und in Perth am Indischen Ozean. Die Zusammenarbeit zwischen der UdSSR und Australien in der Radioastronomie lieferte den Astrophysikern beider Länder bereits umfangreiches experimentelles Material über Radioquellen außergalaktischen Ursprungs und über galaktische Supernova und Pulsare.

Redaktion: Ina Stritzke, Barbara Schablinski; Fotos: A. Konkow, I. Budnewitsch, W. Gende-Rothe, N. Baratow, P. Nosow, A. Paszkowiak, D. Steinberg, V. Hohlfeld, ZB, CTK, Archiv.

Kommentiert

Wandlung eines Fotos

Vor fast fünfzehn Jahren fielen die tödlichen Schüsse auf John F. Kennedy. Nachdem clevere Geschäftsleute ihrem Präsidenten in mancherlei Nachbildungen – auch als hingestreckte Nippesfigur und selbst als Salzstreuer – die letzte Ehre erwiesen hatten, nachdem eine Gerichtskommission alles Erdenkliche getan hat, den Mordhintergrund völlig zu verdunkeln, nachdem einige Tatzeugen, die der öffentlichen Version vom Einzeltäter Oswald widersprochen hatten, auf mysteriöse Art verstarben – nachdem kurzum alles unternommen wurde, die eigentlichen Hintermänner des Attentates zu decken, will nun das Fernsehen ins Geschäft einsteigen.

Der Fernsehfilm nennt sich „Prozeß Lee Harvey Oswald" und geht von der Fiktion aus, daß Oswald nicht vom Nachtklubbesitzer Ruby erschossen wird, sondern tatsächlich

vor dem Richter steht. Was jedoch dem USA-Korrespondenten der jugoslawischen Zeitung „Politika" unter die Augen geriet, dürfte mit künstlerischer Freiheit schon nichts mehr zu tun haben: In einer detailgetreuen Nachbildung eines Originalfotos von Oswald bekam die anonyme Zeitung in seiner Hand plötzlich einen deutlich lesbaren Zeitungskopf: „Politika". Auf den Protest des Korrespondenten beim Vizepräsidenten der Filmgesellschaft erhielt er zur Antwort: Die kyrillische Schrift habe den Filmproduzenten die Überzeugung eingegeben, daß es sich nur um eine sowjetische Zeitung handeln könne.

Aber wieso sollte der Oswald-Darsteller mit einer sowjetischen Zeitung posieren? Der tote Oswald, längst als Kreatur amerikanischer Geheimdienste entlarvt, wird zum Vehikel des Antisowjetismus und soll die Legende weben, als Marxist und Sowjetfreund sei er für seinen politischen Mord am US-Präsidenten geradezu auserkoren gewesen. Der Film ist noch nicht angelaufen, doch dürfte eines jetzt schon als sicher gelten: Die Mörder und ihre Hintermänner werden einen vergnüglichen Fernsehabend haben.

Hans Bergmann

Der hohe Norden – das sind majestätische Eisberge und unübersehbare Felder driftender Schollen, das sind die Steinwüsten des arktischen Küstenlandes und die Zonen sumpfiger Tundra, die im Sommer an trockneren Abschnitten ein Teppich blühender Wiesen bedeckt. Dabei kennt die Tundra sowohl Dickichte als auch schüttere Waldstreifen, wo kleine Tannen und winzige, kriechende Birken da und dort von einem höheren „Orientierungsbaum" überragt werden.
Der hohe Norden – das ist die Region des allmählichen Übergangs zur waldreichen Taiga, ist eine endlose Kette von Gewässern, von Flüssen und Seen jeder Größenordnung. In den kurzen Sommermonaten brodelt hier ein vielfältiges Tierleben, zwitschern Schwärme von Vögeln, gehen begehrte Fische zu Millionen ihrem Laichgeschäft nach.
Diesen Reichtum bei fortschreitender Erschließung des Nordens zu erhalten, stellt eine schwierige, doch lösbare Aufgabe dar, meint der Autor unseres Beitrages, Dr. S. M. Uspenski, einer der führenden Naturforscher der Sowjetunion, Leiter der Abteilung für den Schutz der Arktis bei der Zentralstelle für Naturschutz.

DER NORDEN

Der „Pomornik" aus der Sippe der Regenpfeifer, ein charakteristischer Bewohner arktischer Küsten.

ist empfindlich

Bis in die jüngste Zeit war der hohe Norden Eurasiens wie auch Amerikas schwach besiedelt und für den Menschen kaum erschlossen. Es gab sogar „Theorien" von der angeblichen Nutzlosigkeit dieser Regionen; einige Leute bemühten sich um den Nachweis, daß hier die Entwicklungsmöglichkeiten der Produktivkräfte gleich null seien. Seit Jahrtausenden im Norden lebende Völkerschaften — wie Saami, Nenzen, Tschuktschen oder Eskimos — gewannen alles Lebensnotwendige aus der Natur, aber das Gleichgewicht der natürlichen Verhältnisse blieb ungestört.

Das änderte sich schlagartig, als vor etwa drei Jahrzehnten die industrielle Erschließung der Tundren und der nördlichen Taiga begann. Bedeutende Vorkommen an Erdöl und Erdgas, Steinkohle, Erzen und Buntmetall wurden ermittelt und für die Industrie nutzbar gemacht. Großstädte wie Norilsk und Workuta entstanden. Gleichzeitig gingen aus den überlieferten Tätigkeiten des Nordens, Rentierzucht, Jagd und Fischfang, intensive Wirtschaftszweige hervor.

Wissenschaftler registrierten im Bereich der BAM, der neu entstehenden Bahnlinie zwischen Baikal und Amur, nicht weniger als 200 Jahresringe an einer nur 15 cm starken Lärche. Zwei Jahrhunderte hatte der Baum gebraucht, um sich unter dem rauhen Klima zu einem mittelgroßen Exemplar zu entwickeln.

Sehr bald schon zeigte sich, daß die Sorglosigkeit mancher Wirtschaftler gegenüber der Natur fehl am Platze war. Sibirien galt als unberührtes Gebiet, in dem Städte und Industriebetriebe nur einen Bruchteil der riesigen Gesamtfläche einnehmen würden. Die Selbstreinigungskraft der majestätischen Flüsse, das natürliche Regenerierungsvermögen der Wälder — so argumentierte man — werde jeder Belastung gewachsen sein.

Leider trifft das Gegenteil zu. Die Natur des Nordens reagiert besonders empfindlich auf jeden Eingriff. Mitte der fünfziger Jahre mußten wir feststellen, daß die Zahl der Eisbären, wilden Rentiere und Walrosse sich drastisch verminderte. Ebenso gingen die Bestände an Schwimmvögeln, Greifvögeln und Edelfischen zurück, für Rentiere geeignete Weidezonen schrumpften zusammen, die nördliche Verbreitungsgrenze der Wälder wich nach Süden zurück.

Das Geheimnis des ewig gefrorenen Bodens besteht darin, daß Schichten von Moos und Torf die mehrere hundert Meter mächtige Eisrinde gegen die Oberfläche isolieren. Wird diese dünne Schutzdecke zerstört, bildet sich ein grundloser Morast.

Wir Naturschützer sahen uns vor unerwarteten Problemen. Zum Beispiel löst sich Erdöl, das den Umkreis von Gewinnungsstätten verschmutzt, unter den Verhältnissen der Polarwelt nur äußerst langsam auf, der Schaden an Tieren und Pflanzen ist wesentlich anhaltender als in anderen Gegenden. Oder: Rohrleitungen zum Transport von Gas und Erdöl stellten sich als unüberwindbares Hindernis für die Wanderzüge der wilden Rentiere heraus, deren gesamter Lebensrhythmus gestört wurde. Neue, noch gewichtigere Probleme kommen in dem Maße auf uns zu, in dem die Nutzung der gewaltigen Süßwasserreserven jener Gebiete näherrückt.

Die Frage, worauf die „Anfälligkeit" des hohen Nordens beruht, ist nicht leicht zu beantworten. Vor allem sind es geophysikalische Gegebenheiten. Der niedrige Stand der Sonne bedeutet ein ständiges Defizit an Wärme, und zwar nicht nur im Winter, sondern auch im Sommer. Pflanzen und Tiere haben sich auf den Frostboden eingestellt, der nur für kurze Zeit oberflächlich taut. Krasse Unterschiede in der Belebung der Polargegenden bestehen zwischen dem Sommer (der von Leben wimmelt) und dem Winter (in dem durch Abwanderung alles leblos scheint) sowie zwischen der Subarktis und der zentralen Arktis. Je weiter man nach Norden geht, um so mehr nehmen der Artenbestand und die Zahl der Einzelwesen ab; daraus folgt, daß jede Tätigkeit in höheren Regionen besonders behutsam und umsichtig vorgenommen werden muß.

Fortsetzung Seite 18

Dr. Sawa M. Uspenski

Mehr als elf Milliarden Rubel gibt die UdSSR im Zeitraum des gegenwärtigen Fünfjahrplanes für Maßnahmen zum Schutze der Umwelt aus. Allein zur Erhaltung der Fischbestände in Binnengewässern sind 50 Millionen Rubel vorgesehen.

Selbstverständlich wäre es töricht, die Einwirkung des Menschen auf die Natur jener Gebiete nur negativ zu bewerten. So fördert der Fahrzeugtransport die Verbreitung nützlicher Pflanzen und bringt inmitten der Tundra inselförmige Wiesen hervor. Vogelarten folgen dem Menschen, für andere verbessern sich die im Norden sehr begrenzten Nistgelegenheiten.

Viel wurde von staatlicher Seite getan, um die allgemeinen Beschlüsse über die weitere Entwicklung des Naturschutzes und die rationelle Nutzung der Naturschätze auf die Gebiete im Norden anzuwenden. Gesetzliche Bestimmungen regeln hier jede wirtschaftliche Tätigkeit.

Aus dem Jahre 1956 stammt die Verfügung des Ministerrates der RSFSR „Über Maßnahmen zum Schutz der arktischen Tierwelt". Sie hat ihre Bewährungsprobe schon bestanden. Es gelang — im Zusammenwirken mit anderen Ländern — die Zahl der Eisbären zu stabilisieren; eine spürbare Zunahme verzeichnen die Herden der wilden Rene sowie der Walrosse; zuverlässig geschützt wurden die Vogelkolonien des Nordens, vor allem der kostbaren Eiderenten.

Keine geringere Bedeutung kommt dem 1969 gefaßten Beschluß „Über die Errichtung von Schutzgürteln im nördlichen Teil der Tundrawälder" zu. Man könnte sagen, daß die Naturschützer damit zur aktiven Verteidigung der nördlichen Waldgrenze übergegangen sind. Waldzonen brechen in Bodennähe die Kraft der Polarstürme und halten das Klima erheblich milder als in offenen Territorien.

Wilde Rentiere in voller Flucht. Sie sind außerordentlich scheu und meiden die Nähe menschlicher Siedlungen.

Erster Blick ins Leben — Eisbärenzwillinge aus den „Kinderstuben" der Wrangelinsel.

Typisch für das Vordringen des Menschen nach dem hohen Norden ist die „oasenartige" Erschließung einzelner Gebiete. Im Unterschied zu südlicher gelegenen Regionen, wo große Flächen durchgehend in land- oder forstwirtschaftliche Nutzung genommen werden, entstehen Siedlungen und Produktionsstätten auf verhältnismäßig engem Raum inmitten weitgehend unberührter Landschaften. Dieses Prinzip, konsequent weiterverfolgt, könnte den Schlüssel dazu bieten, wie in den Polargegenden die Interessen des Naturschutzes und der wirtschaftlichen Entwicklung zu vereinen sind.

Im Interesse der heutigen und der kommenden Generationen werden in der UdSSR die erforderlichen Maßnahmen zum Schutz und zur wissenschaftlich begründeten, rationellen Nutzung des Bodens und der Bodenschätze, der Wasserressourcen, der Pflanzen- und Tierwelt getroffen.
Aus der Verfassung der Sowjetunion, Artikel 18

Günstige Voraussetzungen bestehen im Norden für die Anlage von Naturschutzgebieten. Viele Tierformen sammeln sich in den Sommermona-

DER NORDEN ist empfindlich

Die Rosamöwe, einer der seltensten Vögel der Erde, brütet nur in Jakutien.

ten an ganz bestimmten Stellen und können so leicht überwacht werden. Der Mensch ist auf die von Tiergruppen und ihrem Nachwuchs belegten Flächen nicht angewiesen, er kann sie ihnen völlig überlassen. Ein Beispiel dieser Art stellt das Staatliche Naturschutzgebiet von Kandalakscha dar; dort brüten seit 1938 die Seevögel auf Inseln des Weißen Meeres und der Barentssee in „paradiesischer" Ungestörtheit.

Am entgegengesetzten Ende der Sowjetarktis, auf der Wrangelinsel, entsteht jetzt eine große, zusammenhängende Naturschutzzone, die sowohl die „Kinderstuben" der Eisbären, die Brutkolonien seltener Polargänse und Tauchervögel als auch das größte Küstenlager von Walrossen in der Welt umfaßt. Vorbereitungen zur Einrichtung von Schutzgebieten werden außerdem auf der Halbinsel Taimyr sowie an einigen anderen Abschnitten des hohen Nordens getroffen.

Das nördliche Uralgebirge erhält einen Nationalpark. Dabei handelt es sich um ein Naturschutzgebiet, von dem ein Teil für Wanderer betretbar ist — allerdings auf genau vorgeschriebenen Pfaden und nur zum Betrachten und Fotografieren. Bekanntschaft mit der Natur, ohne sie zu beeinträchtigen — das ist der Sinn solcher neuartigen Einrichtungen.

Alles in allem dürfen wir für die kommenden Jahre optimistisch sein. Die vom XXV. Parteitag der KPdSU beschlossenen Richtlinien für die Entwicklung der Volkswirtschaft sehen nicht nur weitere Schritte zur Erschließung der polaren Gebiete vor, sie lenken die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auch auf den verstärkten Schutz der Naturreichtümer. So wird dafür gesorgt, daß neue Städte und Industriebetriebe die Einzigartigkeit des Nordens nicht schmälern.

Oben geht das Wort von der „Polarmikrobe" um, die einen Menschen unheilbar infizieren soll. Er kann sich sträuben, wie er will — ein Leben lang zieht es ihn nach den Polargegenden zurück. Diese Mikrobe läßt sich in keinem Reagenzglas nachweisen, aber ich glaube, sie existiert doch. Kühle, reine Luft, kristallklares Wasser, das ist ihr Element. Den Befallenen steckt sie an mit der Liebe zu jenen Weiten, in denen nichts Überflüssiges gedeiht und alles, was dort lebt, für den Haushalt des gesamten ökologischen Systems notwendig ist. Dort spürt der Mensch mit besonderer Kraft den Wert und die Fülle seines Daseins — zugleich die Verpflichtung, alles zu tun, um den Zauber der nördlichen Natur zu schützen und zu bewahren.

Fotos: Verfasser (5), K. Jurlov/APN, V. Billeb

Wieder eingebürgert durch sowjetische Wissenschaftler, kehrt der Moschusochse nach dem nordöstlichen Sibirien zurück.

Erz-Diagnose

Im Budapester Geophysikalischen Institut wurde ein tragbares elektronisches Gerät MTA-1525 für die quantitative Analyse von Bauxit entwickelt. Das Gerät gibt den Prozentgehalt von Alumium und Siliziumoxyd im Eisenerz an. Mit Hilfe dieser beiden Komponenten lassen sich die Qualität des Eisenerzes bestimmen und die Ergiebigkeit der Lagerstätten voraussagen. Auch in der Metallindustrie leistet MTA-1525 bei der Kontrolle der eingehenden Rohstoffe wertvolle Dienste. Die Meßergebnisse erscheinen auf einer Leuchttafel und werden auf Papierstreifen gestanzt.

Kara-Krater

An der Küste der Kara-See liegt die sogenannte Kara-Struktur — ein riesiger Krater. In den Gesteinsarten dieser Struktur fanden Wissenschaftler des Instituts für Geologie und Geophysik der Sibirischen Abteilung der Akademie der Wissenschaften der UdSSR das Mineral Koesit, eine Modifikation von Kieselglas. Kieselglas entsteht nur unter hohem Druck und hohen Temperaturen, den Begleitern von Schlageinwirkungen. Der Fund von Koesit beweist, daß die Kara-Struktur durch Meteoriten-Einschlag entstanden ist.

Zelt-Weizen

Der Wert des in fünf Jahren zusätzlich erbrachten Weizens in der UdSSR übertrifft die Ausgaben für wissenschaftliche Forschungsarbeiten des Lukjanenko-Instituts für Landwirtschaft in Krasnodar um das Dreizehnfache. Das neueste Zuchtergebnis ist „Polukarnikowaja-49", die erste kurzstielige Winterweizensorte. Bei der Erprobung brachte sie 107 Zentner je Hektar (Foto rechts ein Feld mit selektiertem Weizen). Ihr Züchter Juri Putschkow erhielt 1977 als erster die goldene Lukjanenko-Medaille der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der UdSSR.

Wieviel wiegt eine Hexe?

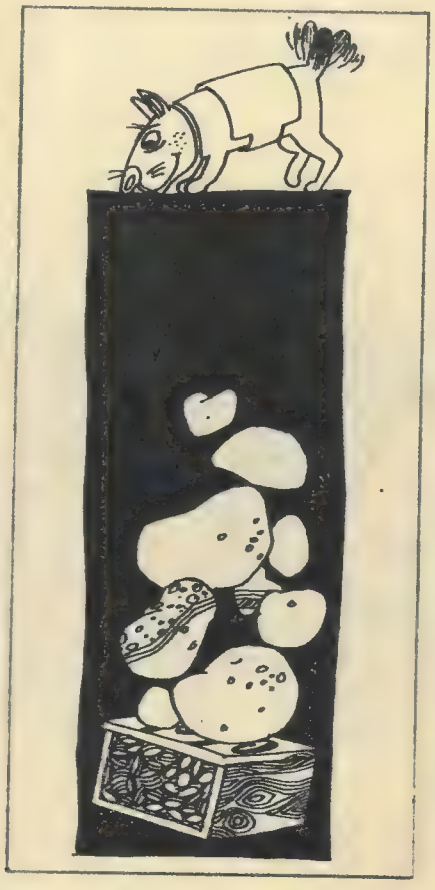
Womit wiegt man einen „Sack" voller Atome? Wer baute die erste Brückenwaage? Wobei erfand Archimedes die hydrostatische Waage? Wie groß ist die Masse einer Galaxie, einer Milchstraße? Der sowjetische Autor S. F. Sawelski zitiert Homer, Galilei und Einstein, berichtet, daß die alten Griechen als erste die Theorie der Waage entwickelten, und läßt miterleben, wie Antiteilchen und Fixsterne „auf die Waage" gelegt werden. Weil Hexen weniger wiegen als normale Menschen, ließen sich im Mittelalter in der holländischen Stadt Outwater Tausende wiegen und ihr Normalgewicht urkundlich bestätigen, um dem peinlichen Halsgericht und der Verbrennung zu entgehen. Eine der zahlreichen Anekdoten, die das im Fachbuchverlag Leipzig erschienene Buch (Koproduktion mit dem MIR-Verlag Moskau) vermeldet.

Das Wandern ist der Berge Lust

Beliebtes Urlaubsziel sind die polnischen Karpaten. Erholungsuchende Bergsteiger sollten sich deshalb von den Forschungsergebnissen polnischer Wissenschaftler auf gar keinen Fall beunruhigen lassen. Nach zahlreichen Messungen und geologischen Untersuchungen, die in der letzten Zeit vorgenommen wurden, bewegt sich das Gebirgsmassiv der Karpaten zwar stetig, aber ziemlich langsam in nördlicher Richtung. Die Forschungen beweisen weiter, daß einige Gebiete Polens, zum Beispiel die Ostseeküste und die Tiefebenen an der Oder, sich langsam senken, während sich die mittleren Gebiete und der östliche Teil des Landes heben. Die Werte schwanken jährlich zwischen 0,5 und 1,5 mm. Eine Erklärung für den Wandertrieb der Karpaten haben die Wissenschaftler bisher noch nicht gefunden. Die im Gebirgsmassiv der Karpaten vor sich gehenden Prozesse sind schon länger Forschungsobjekt der Wissenschaftler. Seit dem verheerenden Erdbeben von 1977, in dessen Zone sich auch die Karpaten befanden, hatten sich jedoch sowohl das wissenschaftliche Interesse als auch die Aktivität der Forscher bedeutend erhöht.

Schatzsucher

Murat ist ein Einzelgänger, er kann Helfer nicht ausstehen. Er findet Bodenschätze, die bis zu 14 Meter tief in der Erde liegen. Nur mit seinem Geruchssinn, ohne Apparate und andere technische Hilfsmittel, denn Murat ist ein ganz gewöhnlicher Hund mit gutem Instinkt. Seine Lehrer waren Mitarbeiter des Geologischen Instituts in Petrosawodsk. Vor zehn Jahren wurde das erstemal mit einem Hund Schwefelkies gesucht. Danach suchte ein Hund erfolgreich nach Kupfer-Nickel-Erzen auf der Halbinsel Kola. Hunde spüren auch Erzvorkommen auf, die von keinem Gerät signalisiert werden. Und sie sind unabhängig von Wetter und Klima. Sie können in der Tundra ebenso arbeiten wie im Gebirge oder anderen Gebieten. Ingenieur Kirilenko vom Geologischen Institut berichtet, daß der Einsatz von Spürhunden besonders effektiv bei komplexen Expeditionen ist. Hunde schlugen an Stellen an, die eine ganze Geologenstaffel schon passiert hatte. Man führte eine Probebohrung durch, die chemische Analyse der Proben bestätigte das Vorhandensein des Minerals, auf das der Hund vorbereitet wurde. Bei der Suche nach Kupfer im Nordural suchte der Nentzenhund Chewka in einem Monat einen Abschnitt ab. Die geochemischen Resultate lagen erst nach fast einem halben Jahr vor. Die Rasse der Hunde hat keine Bedeutung, allerdings haben sie individuelle Neigungen für bestimmte Bodenschätze. Murat allerdings findet neben Kupfer auch Zink und Blei, ist also ein ausgesprochener Buntmetalliebhaber.



Redaktion: Christel Kotsch; Fotos: Bogatyrew/APN, Nossow, FW-Archiv; Zeichnungen: Martin Kotsch

Arzt auf der „Tigris"

Nicht das erste Mal ging der sowjetische Arzt Juri Alexandrowitsch Senkewitsch auf einem selbstgebauten Boot mit dem bekannten norwegischen Forscher Thor Heyerdahl auf große Fahrt. 1969 und 1970 gehörte er zur Besatzung der Papyrus-Boote „Ra I" und „Ra II" und fuhr von Afrika nach Mittelamerika. (FREIE WELT veröffentlichte 1970 und 1973 die Reiseaufzeichnungen

1

Heilung im Käfig

Ein Metallkäfig, der von einem wärmereflektierenden Stoff umgeben ist, wird zur Heilstätte für Patienten mit schweren Verbrennungen im Lettischen Forschungsinstitut für Traumatologie und Orthopädie. Der Käfig wird über dem Bett des Patienten aufgestellt und isoliert ihn von der Umwelt. Im Innern des „Käfigs" herrschen gleichbleibende Temperatur und Luftfeuchtigkeit. Die verletzten Hautteile werden durch antiseptische Lösungen und entzündungshemmende Mittel feucht gehalten. Die bisherigen Erfahrungen zeigen, daß das Befinden der Patienten wesentlich besser ist, da bei völliger Sterilität und beständigem Mikroklima keine Verbände notwendig sind.

Gold aus dem Eis

„Man sieht sie wohl, kommt aber nicht heran", sagen die Geologen von den im Schelf der Arktis liegenden Bodenschätzen. Spezialisten des Instituts für Goldindustrie der UdSSR suchten nach technischen Möglichkeiten, um die Reichtümer des arktischen Schelfs erschließen zu können. Sie entwickelten eine Anlage, die Proben von Eisen- und Manganerzen aus einer Tiefe bis zu sechs Kilometern entnehmen kann. Auch das Gold wird das arktische Eis bald freigeben müssen.

Der lange Draht

Zwei Arbeitsgänge vereinten polnische Wissenschaftler in einer neuen Technologie für die Produktion von dünnstem Draht. Der Bronzedraht zum Aufzeichnen und Speichern von Informationen in elektronischen Rechenmaschinen hat eine Dicke von einem tausendstel Millimeter. Er wird auf einer Taktstraße gezogen und gleichzeitig mit einer Eisen-Nickel-Schicht überzogen. Der Draht ist kilometerlang und muß in seiner ganzen Länge gleich sein, damit die aufgezeichneten Informationen nicht entstellt werden.

Gummi-Dächer

Dächer sollen nach dem Willen und der Entwicklung der Spezialisten aus dem Jerewaner Forschungsinstitut für Bauwesen und Architektur eine neue Haut bekommen — eine Gummihaut. Auf das Dach des jeweiligen Hauses wird eine gummibreiähnliche Masse aufgetragen. Ist die erste Schicht hart, folgt die nächste, insgesamt vier. Um die Sonnenstrahlen reflektieren zu können, enthält die letzte Schicht Aluminiumpulver. Die neue „Dachdeckung" wird nach zwei bis drei Stunden hart. Sie bildet eine feste Haut, die wasserundurchlässig ist und keine Risse bekommt. Jedes Gummiwerk kann sie produzieren. Warnung für Trampoline-Liebhaber: Die untere Dachkonstruktion ist nach wie vor fest und hart! Deshalb müssen auch Hausbesitzer, die ihre Wohnung durch Dach-Dehnung vergrößern wollen, von ihrem Vorhaben Abstand nehmen.

Juri Senkewitschs.)
Ziel der gegenwärtigen Expedition mit der 18 mal 6 Meter großen „Tigris" soll der Beweis sein, daß sich Zivilisationen vom alten Mesopotamien aus über das Meer verbreitet haben können. Juri Senkewitsch, der mit der medizinischen Betreuung der „Seefahrer" beauftragt wurde, will herausfinden, wie Schiffsreisende mit den Gefahren fertig werden, die ihnen im offenen Meer begegnen können. Außerdem wird der sowjetische Arzt seine Arbeiten zum Studium der psychologischen Belastbarkeit der Menschen unter extremen Bedingungen und ihrer Anpassungsfähigkeit weiterführen. Die aus elf Mitgliedern bestehende Besatzung kommt aus neun Ländern, eine gute Möglichkeit, die psychologische „Verträglichkeit" von Menschen verschiedener Nationalitäten auf begrenztem Raum bei relativer Isolierung von der Außenwelt zu erforschen. Die Ergebnisse sollen zum Zusammenstellen von Komplexexpeditionen in schwer zugänglichen Regionen der Erde genutzt werden.

3
Juri Senkewitsch, Kandidat der Medizinischen Wissenschaften, ist auch Leiter des „Klubs der Filmreisen" beim Zentralen Fernsehen der UdSSR.

3

2

1
Die „Veteranen" auf der „Tigris": Norman Baker, Carlo Mauri, Thor Heyerdahl, vorn Juri Senkewitsch. Sie fuhren schon auf der „Ra".

2
Unter der hellblauen Flagge der Vereinten Nationen lief das Schilfrohrboot am Zusammenfluß von Euphrat und Tigris zum Indischen Ozean aus.

In einer kleinen Stadt unterwegs vor dem 11. Kongreß der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft

11. KONGRESS

Wer der Frage nachgeht, was die Stadt im Orlatal mit dem weiten Land der Oktoberrevolution verbindet, der gerät unweigerlich auf die Spur von Büchern. Dabei war früher manches andere typischer gewesen.

Wie es kam, daß Pößneck zu einer Stadt der Bücher wurde, ist nachzulesen in den Erinnerungen des Publizisten Sergej Klementjew („Welle Moskau—Berlin", Verlag der Nation). Darin wird geschildert, wie sowjetische Offiziere, Mitarbeiter des damaligen SWA-Verlages, 1946 nach Pößneck fuhren, um Möglichkeiten für die massenweise Herstellung von Büchern in einem bisherigen Zeitschriftenbetrieb zu erkunden. Unübersehbar das Mißtrauen, das in jenen Tagen Sowjetbürger und viele Deutsche voneinander trennte. Der Krieg war beendet, aber die geistige Auseinandersetzung hatte erst begonnen. „Jeden Tag mußte ein zäher, ununterbrochener Kampf geführt werden", schreibt S. Klementjew. „Jetzt waren Bücher unsere Waffen."

Seine Universitäten

Bücher machen, die richtigen Bücher lesen — das lernte Gerhard Reißig in dem neu entstehenden polygraphischen Großbetrieb. Der Mann, der heute die Geschicke Pößnecks als Bürgermeister verwaltet, denkt gern an die Zeiten zurück, da er mit seinen Jugendfreunden „das Blauhemd nur zum Schlafen ablegte". Gorki und Alexej Tolstoi, Scholochow und Majakowski wurden zu Lehrmeistern der angehenden Facharbeiter, Broschüren wie „Der junge Marxist" gaben ihnen die ersten Begriffe gesellschaftlicher Theorie. Das äußere Gewand dieser Titel bestand aus Pappe und grauem, fasrigen Papier, doch für seine Prüfungsarbeit durfte der junge Buchbinder Reißig einige in Ganzfranzband, Leder und Halbpergament hüllen. Er besitzt sie noch heute. Bücher aus der Sowjetunion begleiten seitdem seinen Weg, neuerdings mit Vorliebe die Memoiren führender Persönlichkeiten.

„Nicht zu vergessen", fügt der Bürgermeister schmunzelnd hinzu, „daß die Freundschaft damals auch durch den Magen ging. Wenn wir vom Unterricht aus der Betriebsberufsschule kamen, wartete die ‚Russensuppe' auf uns, das zusätzliche Essen, das im Befehl Nr. 234 des Generals Kotikow für Jugend-

Pößnecker Arbeiter lieferten bisher 140 Millionen Schulbücher nach der UdSSR.

Pößneck und seine Bücher

Ihren Kindern ist die Sprache der Freunde kein Geheimnis mehr.

liche verordnet war. Wer die längsten Beine hatte, der bekam zur Suppe den begehrten Brotkanten. Manchmal war ich zuerst da ..."

Das Pößnecker Karl-Marx-Werk hat sich unterdessen in der DDR zum führenden Lieferanten sowjetischer Schulbücher entwickelt. Mathematik, Biologie, Geschichte – elf Millionen Bände traten im Vorjahr die Reise nach der Sowjetunion an, noch mehr werden es sein, wenn 1983 die neue Druckerei ihre volle Leistungsfähigkeit erreicht. Wir besuchen im Werk die „Fertigmacherei", wo auf den zu Fließstrecken verketteten hochproduktiven Maschinen 95 000 Bücher je Arbeitstag hergestellt werden. Zuvor, bei reichlichem Anteil an Handarbeit, betrug der Ausstoß etwa 35 000 Exemplare.

„Damit ist unsere Verantwortung gewachsen", sagt Ruth Schwenke, die Meisterin. Über das Doppelte und kein Nachlassen in der Qualität. Nicht von ungefähr ist das Werk schon fünfmal als „Betrieb der ausgezeichneten Qualität" anerkannt worden. „Wenn nur ein Kind in der Sowjetunion Tränen vergießt oder

Fortsetzung Seite 24

Aktivisten der Freundschaft: Walli Tischendorf (oben, links) in der Kinderkrippe Nr. 1 und Laurenz Knoch (unten, Mitte) bei festlichem Beisammensein.

eine schlechte Note bekommt, weil das neue Buch aus dem Leim geht, würde uns das mächtig ärgern."
Einsatzbereitschaft war gefragt, als im vorigen Sommer bei der Reichsbahn 76 000 für die Sowjetunion bestimmte Schulbücher verbrannten. Die Versicherung kam für den finanziellen Schaden auf, aber die Bücherlücke blieb. Auch unverschuldet wollten die Männer und Frauen des Karl-Marx-Werkes nicht als Schuldner dastehen, so lieferten sie in Sonderschichten Ersatz aus eingespartem Material und schafften noch die vorfristige Erfüllung der Exporte.

„Hast du Mut?"

Ein Pößnecker gar ist als Autor an einem Gemeinschaftsband („In den Wäldern Belorußlands", Dietz Verlag) beteiligt. Keiner, der Arthur Schade zum erstenmal sieht, traut dem schmalen, weißhaarigen Mann

Heidi Hagen: Musik aus der Bibliothek.

die Taten zu, die dort aus den Jahren des Krieges beschrieben stehen. Er brachte es fertig, die von ihm geleitete Textilfabrik in Belostok zum Stützpunkt des Widerstandes gegen die Faschisten und der Aufklärungstätigkeit zu machen. Mucksmäuschenstill wird es, wenn Arthur Schade vor Jungen Pionieren erzählt, wie „Lisa", seine sowjetische Mitkämpferin, ihn eines Tages fragte: „Hast du Mut? Dann komm mit zu den Partisanen. Die Genossen vom Stab wollen dich kennenlernen!"
Er hatte den Mut, aus der von deutschen Truppen besetzten Zone mit dem Pferdefuhrwerk ins ungewisse, in die Wälder zu fahren und bei den Partisanen Aktionen gegen einen Flugplatz zu verabreden. Zur Befreiung Belorußlands hat er seinen persönlichen Beitrag geleistet. — „Und Lisa?" wird er immer wieder gefragt. Auch Lisa Tschapnik hat den Krieg überlebt, sie gründete eine Familie und leitet die englischsprachige Fakultät an einem Pädagogischen Institut. Pößnecks Straßen und Gassen kennt sie beinahe so gut wie ihr heimatliches Rjasan.

Drei Fragen an Walli T.

Von Kindesbeinen an soll die deutsch-sowjetische Gemeinsamkeit jeden bis ins reifere Alter begleiten, soll sein Denken und Handeln zu einem wesentlichen Teil bestimmen. Dafür arbeitet Walli Tischendorf, besser noch gesagt, das ist ihre Lebensaufgabe. Walli Tischendorf ist Sekretär der Pößnecker Kreisorganisation der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Wir fragen sie:
„Was ist das Wichtigste für eine gute und wirksame Freundschaftsarbeit?" — Antwort: „Unsere Schar treuer ‚Mitstreiter', die trotz beruflicher Belastung keine Stunden und keine Mühe scheuen, um ihre Kenntnisse über die Sowjetunion auf dem laufenden zu halten und als Agitatoren mit Herz und Verstand für unsere Sache zu wirken." Agitatoren kann man nicht backen. In Pößneck werden sie gewonnen zum Beispiel durch die „Akademie der Freundschaft", deren Vorträge in zehn Parallelkursen nicht weniger als 280 Teilnehmer im Monat hören.
„Welche Höhepunkte der Freundschaft hat Pößneck in den vergangenen Monaten erlebt?" — „Eigentlich war jedes unserer Freundschaftstreffen mit Soldaten der sowjetischen Garnison und deren Angehörigen ein Höhepunkt für sich. Wir haben ausgerechnet, daß von den 13 500 Mitgliedern unserer Organisation beinahe alle an einem solchen Treffen teilgenommen haben." Walli Tischendorf nennt im gleichen Atemzug den Wissenswettbewerb 1977, der bei sehr anspruchsvollen Fragen 150 „Mannschaften" im Wettstreit vereinte. Sieger des großen öffentlichen Kreisausscheides wurden diesmal drei Oberschüler, die als ersten Preis einen Plattenspieler gewannen. Für die Jüngsten gab es im Januar das nun schon sechste Jolkafest, das sämtliche Räume des Kreiskulturhauses, vom „Postamt der Freundschaft" bis zur Teestube, mit Jubel und Trubel erfüllte. Sowjetische Frauen entwarfen das Szenarium mit allen stilechten Gestalten.
„Und wenn Sie an persönliche Erlebnisse denken..." — „Unvergeßlich ist mir unsere Reise mit dem Freundschaftszug nach Pskow, in das ‚Partnergebiet' des Bezirkes Gera. Kurz zuvor hatte ich in Pößneck eine Delegation von dort betreut. Als wir dann in Pskow ankamen, stand unser guter Bekannter Gennadi Krupenenkow, Meister in einer Maschinenfabrik, mit Blumen und allen Fotos von den Pößnecker Ausflügen auf dem Bahnsteig. Da war es gut, daß ich ein Taschentuch zur Hand hatte..."

Agitatoren mit Herz und Verstand

Zu den im Gespräch genannten Mitstreitern der Gesellschaft gehört Laurenz Knoch, Mitglied der DBD, Ökonom der Oppurger Schweinezüchter. Er hat von seinen Reisen in die Sowjetunion Diaton-Serien ausgearbeitet, die er überall im Kreise vorführt. „So können auch die mitreisen, die Leningrad und Pskow, Moskau und Odessa noch nicht kennen", sagt er.
Musikalisch-literarische Veranstaltungen, Leseproben aus sowjetischen Büchern mit Gedichten und Musik, das ist die Spezialität von Heidi Hagen, Leiterin der Stadt- und Kreisbibliothek. Im verschworenen Häuflein ihrer Kolleginnen hat sie in wenigen Wochen Dutzende solscher Zusammenkünfte der Freundschaft, vor allem mit Brigaden aus den Betrieben, bestritten. Wie viele es waren, kann sie nicht mehr nachrechnen. „Jedenfalls nie genug, um die Nachfrage zu befriedigen. So haben sich DFD-Vorsitzende, Gewerkschaftsvertreter und DSF-Verantwortliche bei uns beraten lassen, wie man ein solches Programm zusammenstellen könnte."
Mehr als dreihundert „Kollektive Deutsch-Sowjetische Freundschaft"

Malerin Lore Gerkewitz – über die Schönheit führt ein Weg zur Freundschaft.

Pößneck und seine Bücher

Veteran und Autor Arthur Schade – der Mann mit dem tapferen Herzen.

Aus der Chronik

Im Jahre 1324 wird Pößneck als Gemeinde mit Stadtrechten erstmals urkundlich erwähnt, als Siedlung und Marktort ist es seit Anfang des 12. Jahrhunderts beglaubigt. Die Tuchmacher sind seit 1426 in dem Ackerbürgerstädtchen nachgewiesen, Wolle lieferte ihnen die Umgebung. Noch 1860 wurden auf benachbarten Gütern 3000 Schafe gehalten.

Von 1478 bis 1531 wurde das heutige Rathaus erbaut, damals hatte Pößneck 1300 (heute rund 20 000) Einwohner.

Das 19. Jahrhundert in Pößneck war gekennzeichnet durch einen Aufschwung der Industrie (Textil- und Lederwaren, Porzellan), des Bankwesens und der Verkehrswege (Bahnlinie Saalfeld–Leipzig). Mit der Gründung eines Arbeiter-Bildungsvereins (1863) und von Ortsgewerkvereinen (1869) wurden erste Schritte zur klassenmäßigen Organisation des Proletariats getan. Bei den Reichstagswahlen 1890 gab es in Pößneck 983 Stimmen für die langjährig verbotene Sozialdemokratie, 277 für die Freisinnigen und 193 für die Nationalliberalen.

Im März 1891 tagte in Pößneck der erste deutsche Textilarbeiterkongreß. Auf diesem „Kongreß des Elends und des Hungers“ wurde eine Reihe von Kampfzielen beschlossen, unter anderem die Einführung des Achtstundentages und das Verbot der Kinderarbeit. In Pößneck gab es damals 2000 Beschäftigte der Textilfabriken, die Arbeitszeit betrug zwölf bis dreizehn Stunden, der Wochenlohn zwischen zehn und sechzehn Mark.

Im Sommer 1919 stellten streikende Arbeiter und Angestellte des kapitalistischen Vogel-Verlages den Antrag an den Gemeinderat, das Unternehmen zu sozialisieren — eine Forderung, die über Jahre verschleppt und schließlich unbearbeitet zu den Akten gelegt wurde. Eine wichtige Etappe des politischen Kampfes bildete 1920 die Gründung der Ortsgruppe der KPD. Sie war die treibende Kraft des Widerstandes gegen die Besetzung der Stadt durch „Schwarze Reichswehr“ im Herbst 1923. Mehrere Wochen dauerte 1924 der große Textilarbeiterstreik, der nur durch den Einsatz bewaffneter Landespolizei unterdrückt werden konnte. Ende Februar 1933 wurden auch in Pößneck die Arbeiterfunktionäre verhaftet, doch schon im März begann eine illegale Ortsleitung der KPD Aktionen gegen die Naziherrschaft zu organisieren.

Am 15. April 1945 wurde die Stadt durch amerikanische Truppen besetzt, kurz danach bildete sich ein antifaschistisches Komitee. Erst mit dem Einzug der Roten Armee am 2. Juli traten wesentliche Maßnahmen zur demokratischen Neuordnung in Kraft. Im Laufe der folgenden Jahre entstanden die volkseigenen Betriebe Pößnecks, wie die Volltuchwerke (später umprofiliert zum wälzlagerherstellenden Betrieb Rotasym), der VEB Berggold (Schokoladen- und Süßwaren) sowie das Karl-Marx-Werk, 1100 Beschäftigte, größter Buchproduzent der DDR.

Bürgermeister Reißig (Mitte) auf der Baustelle – im Sommer wird hier gebadet.

gibt es im Kreisgebiet, eines besteht aus den Mitarbeiterinnen der Pößnecker Städtischen Kinderkrippe Nr. 1. Sie verbindet eine langjährige Beziehung zu einer Kinderkrippe des Minsker Lastwagenwerkes. Nun dürfen schon die Dreijährigen dabeisein, wenn ein Paket mit selbstgebastelten Geschenken für die Minsker Kinder gepackt wird.

Wohnung und Atelier der Pößnecker Malerin Lore Gerkewitz sind nicht schwer zu finden, schon im Treppenflur des Hauses weisen farbigheitere Bilder den Zugang. Eine ganze Sammlung von Ansichten der Stadt Pskow bildet den künstlerischen Ertrag ihrer Freundschaftsreise. Was sie an Pskow findet? — „Diese Mauern und Kuppeln sind einfach schön, so schlicht und herzlich wie die Leute dort.“ Viele kommen, um diese Bilder nur einmal anzusehen. Und es scheint sicher, daß auch über die Schönheit ein Weg zur Freundschaft führt ...

Unterwegs auf der Straße fragen wir einen jungen Mann, Dr. Mohorn, Kinderarzt in der Poliklinik, ob er eine persönliche Beziehung zu Sowjetbürgern unterhält. „Selbstverständlich“, sagt er. „Ich bin Tauchsportler bei der GST, und wir stehen im Briefwechsel mit einem Taucherklub am Ural. Bisher tauschen wir unsere Wettkampfergebnisse im Flossenschwimmen aus. Ein gemeinsames Ferientraining am Schwarzen Meer — das ist unser Traum.“

Ohne Zögern antwortet auch Stadtarchivar Heinz Markert, der in dem fast 500 Jahre alten Rathaus still seine Pflicht versieht. Sein Herz gehört zu einem Teil den Dokumenten, zum anderen dem Schach. Er berichtet davon, daß die besten Schachspieler sowjetischer Truppeneinheiten traditionsgemäß am Abschluß der Jugendspartakiaden im Kreis Pößneck mitwirken. Sie tragen ein Turnier mit den Siegern der einzelnen Altersgruppen aus. „Und wenn unser Sportklub Traktor Krölpa den Aufstieg in die Bezirksklasse schafft, haben wir unsere Kräfte mit sowjetischen Soldaten zu messen, die manche Mannschaft des Bezirkes verstärken.“

Zu guter Letzt eine Nachricht aus der Erweiterten Oberschule: Nach monatelanger, gründlicher Vorbereitung wurde der Schule der Ehrenname „Nikolai Ostrowski“ verliehen. Alle, die dabei waren, zeigten sich beeindruckt, wie die Schüler nach ihrem öffentlichen Bekenntnis in die Werke Ostrowskis eingedrungen sind und welche Schlußfolgerungen sie für sich gezogen haben, zum Beispiel den Dienst als Offizier der Volksarmee aufzunehmen oder sich um einen Studienplatz in der Sowjetunion zu bewerben. — „Wer sich nicht entflammt, der qualmt. Das ist eine Gesetzmäßigkeit ...“ heißt es in den hinterlassenen Selbstzeugnissen Ostrowskis. — Die jungen Leute von Pößneck haben es nicht nur gelesen.

Hans Frosch

Fotos: Herbert Fiebig; Dokumentation: Dr. Rudolf Kluge, Heinz Markert

Momentaufnahmen

Momente aus dem Leben des Fotoreporters Jakow Chalip,

aufgezeichnet von Dieter Heimlich

Ordensüberreichung durch Michail Kalinin an Jakow Chalip

Kamera unter der Kellnerjacke: Gorki und Gäste

„Iwan Petrowitsch Pawlow war einer der berühmtesten Gelehrten in der jungen Sowjetunion. Der Nobelpreis war ihm 1904 verliehen worden für seine physiologischen Untersuchungen und Erkenntnisse über das Nervensystem. 1921 hatte ein Dekret des Rates der Volkskommissare eigens für ihn die Lebens- und Arbeitsvoraussetzungen gesichert. Seit 1928 widmete er sich dem Aufbau einer biologischen Station für Evolutionsphysiologie in Koltuschi, das später nach ihm in Pawlowo umbenannt wurde. Als er 1932 nach England zu einem internationalen Kongreß eingeladen wurde, war er über achtzig Jahre alt. Die Prawda wollte diese Meldung mit einem neueren Foto von Pawlow veröffentlichen, aber es gab keins.

Damals arbeitete ich in der Redaktion ‚Sowjetunion im Aufbau', und ich wurde von der ‚Prawda'-Redaktion sozusagen ausgeliehen. Der Chef sagte zu mir: ‚Du bekommst Spesen für acht oder vierzehn Tage, meinetwegen auch für vier Wochen; unter der einen Bedingung, daß du mit einem Porträt von Pawlow zurückkommst!' Der betagte Forscher war als äußerst scheu vor der Öffentlichkeit bekannt, unter uns Journalisten geradezu verschrien. Ich machte mich auf den Weg zu seiner biologischen Station. Die ersten Tage über versuchte ich, hinter einem dicken Baum versteckt, ihn bei seinem täglichen Parkspaziergang mit einem Teleobjektiv zu erwischen. Und auch das hatte ich nur erreicht, weil ich mich mit einem seiner Tierwärter bekannt gemacht hatte, mit einem Affenpfleger. Der hatte mir den Tip gegeben und mich durch einen Hintereingang des Instituts geschleust. Durch jenen Hintereingang, durch den er jeden Morgen den Affendreck hinauskarrte, kam ich hinein. Ein paar Tage versuchte ich also aus dem Hinterhalt mein Glück. Aber abends in der Dunkelkammer war ich jedesmal von neuem enttäuscht. Eines Morgens sah ich Pawlow auf die Terrasse des großen Hauses treten. Kurz entschlossen verließ ich mein Versteck, ging durch den Park auf ihn zu und erklärte ihm, daß ich unter allen Umständen ein Pawlow-Porträt mit nach Moskau zu bringen hätte. Der Alte fixierte mich einen Moment scharf und sagte dann überraschend: ‚Gut. E i n e Aufnahme!' Und stellte sich in Positur. Sowie er aber den Verschluß klicken hörte, nahm er den Hut vom Kopf, hielt ihn sich vor das Gesicht und ging mit langen Schritten ins Haus zurück, ständig den Hut als Deckung benutzend.

Nun hatte ich wenigstens dieses eine Foto. Der Tag der Abreise nach London nahte. Ich stellte mich auf dem Bahnhof ein und überreichte ihm das Bild. Er lehnte sich aus dem Abteilfenster, nahm es entgegen und schmunzelte: ‚Nun können Sie mich fotografieren, solange Sie wollen!' Als er zurückkehrte, überreichte ich ihm auch diese Fotos. Das Eis war gebrochen, und später habe ich noch eine ganze Serie von Pawlow-Porträts aufgenommen.

Dagegen war der Besuch auf der ‚Station Nordpol I' bei dem Polarforscher Iwan Dmitrijewitsch Papanin geradezu eine Stippvisite. Wir waren tagelang unterwegs, aber meine Arbeit bei ihm war auf Stunden beschränkt. Dennoch wurde mir, wie allen Teilnehmern an der Expedition, ein Orden von Michail Kalanin persönlich überreicht! Auch Papanin habe ich später noch als Akademiemitglied fotografiert, 1974, als er achtzig Jahre alt geworden war ..."

Das erste Foto

Seit Niepce und Daguerre in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die ersten Abbildungen mit einer Camera obscura aufgenommen hatten, waren gerade hundert Jahre verstrichen. Aus dem Beruf d e s Fotografen hatten sich bereits Spezialberufe herausgebildet, als Jakow Chalip das erste Bild seines Lebens aufnahm. Inzwischen ist ein weiteres halbes Jahrhundert vergangen, und die Fotografie dient der Medizin, der Raumfahrt, der Meteorologie ebenso wie der Presse, dem Film und der Familie fürs eigene Album.

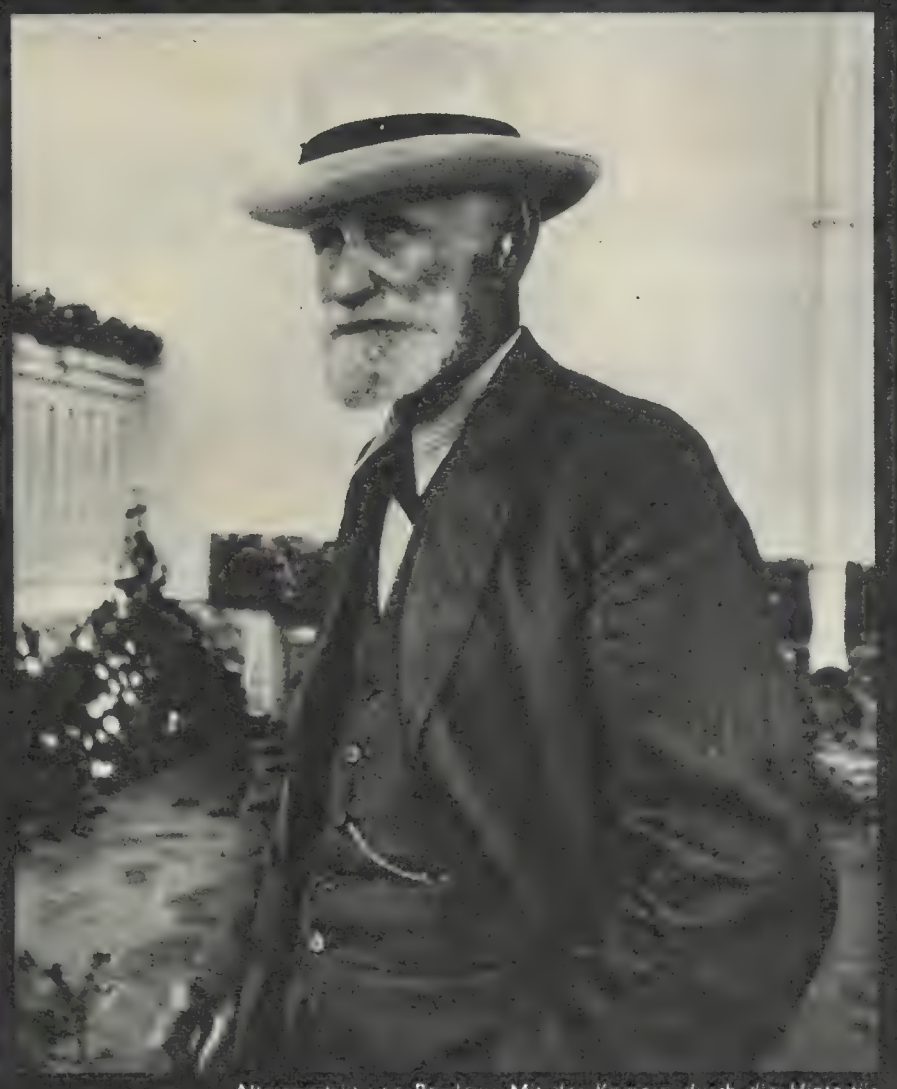
Wahrscheinlich werden in jeder Minute Tausende von Fotos irgendwo auf der Erde aufgenommen. Wenige davon bleiben für mehr Menschen als für die Beteiligten interessant, nur ganz selten übertreffen sie die exakte Geschichtsschreibung an individuellem Ausdruck und emotionalem Eindruck. Jakow Chalips Bilder gehören dazu.

1924, am Tage der Beisetzung Lenins, defilierten unter den Massen am provisorischen Mausoleum aus Leisten und Sperrholz auch Schulklassen vorüber. Einer der Schüler, ein schwarzhaariger Junge, hatte seine erste Plattenkamera mitgebracht. Er hob sie über den Kopf, stand einen Moment still, brachte den Auslöser in Bewegung und damit den Zug der ihm Nachfolgenden zum Stocken. Glücklicherweise gelang diese erste Aufnahme, und er hielt eine beweiskräftige Entschuldigung für seine Disziplinlosigkeit in den Händen. Das Foto wurde sogar für würdig befunden, an die Schulwandzeitung genagelt zu werden ...

Diese erste Kamera hatte Jakow Chalip von seinem Vater als Geschenk bekommen, der selbst ein begeisterter Amateurfotograf war: Vor einigen Jahren stöberte Chalip im Historischen Archiv von Leningrad und fand — seinen Vater wieder! Das Foto zeigt den weltbekannten Baß Fjodor Schaljapin auf der Bühne, sein Ohr zum Souffleurkasten hinunterneigend, die Hand am Ohr. Im Souffleurkasten aber sitzt Vater Chalip. Vierzig Jahre lang war er Souffleur, und die längste Zeit davon ausschließlich für Schaljapin verpflichtet. Denn der sang auch im Ausland nur in russischer Sprache. Saß also während der Gastspiele in Italien ein italienischer Souffleur im Souffleurkasten und Vater Chalip. In England, Deutschland, Frankreich desgleichen. So entstand mit der Kamera, die Vater Chalip irgendjemandem in die Hand gedrückt hatte, am 12. Dezember 1913 ein Sinnbild dafür, daß Vater Chalip die große Welt kannte und sie seinem Sohn auch vermittelte. Der war damals fünf Jahre alt. Der kleine Sohn

FW-serie 1

Wie ich Gorki verblüffte



Altersporträt von Pawlow: Mit der Kamera durch die Hintertür

des Leningrader Souffleurs sah noch das alte Petersburg, sah noch eigenäugig Nikolaus II. auf den Boulevards, erlebte als Halbwüchsiger die Revolution zuerst in seiner Heimatstadt, dann noch im gleichen Jahr in Moskau. Dort absolvierte er die Achtklassenschule und wurde anschließend im Kino-Technikum aufgenommen. Er wollte Filmkameramann werden, aber eine Filmhochschule gab es noch nicht. Nach dem ersten Studienjahr wurde das Technikum umbenannt in „Staatliches Institut für Kinematografie" (russ. GIK). Zur Ausbildung gehörte ein Praktikum, das bei „Meshrapom-Film" zu leisten war. Dies war keine kommerzielle Filmfirma, sondern eine internationale Arbeitsgemeinschaft, an deren Spitze der Kulturpolitiker und Schriftsteller Lunatscharski stand. Jakow Chalip arbeitete in den Studios als Kamera-Assistent und als Standfotograf. Seine Arbeit wurde von international bekannten Regisseuren angeleitet und beaufsichtigt: Pudowkin, Eisenstein und Rodtschenko gehörten zu ihnen. Es wurde die beste „Schule des Sehens", die sich ein junger Fotograf zu jener Zeit vorstellen konnte. Er beobachtete den Aufbau einer Szene, die Raffinessen der Beleuchtung, begriff Logik und Dialektik der Regiearbeit. Trotzdem zog es ihn nicht zum Film. Er blieb bei der Fotokamera.

Nach der Ausbildung begann er 1927 in der Redaktion „Sowjetskoje Foto" zu arbeiten. Im Februar 1929 fand er Kontakt zur Redaktion „Sowjetunion im Aufbau", der Zeitschrift, die unter dem Titel „Sowjetunion" noch heute in aller Welt erscheint. Chalips Weg ebnete ein damals bereits bekannter Moskauer Fotograf — Max Alpert. Chalip bat ihn eines Tages, ihn einmal während einer Reportagearbeit mitzunehmen; ohne Kamera, nur mit den Augen werde er ihn begleiten. Alpert gestattete es und nahm den etwas älteren Kollegen-Anfänger sogar mit in sein Labor. Und ein weiterer Mann nahm Einfluß mit fachlichem Rat auf Jakow Chalips weiteren Weg: Semjon Friedland, unter diesem Namen ebenfalls — wie Max Alpert — in die Geschichte der Fotografie eingegangen. Sein wirklicher Name lautete Semjon Kolzow, er war der leibliche Bruder von Michail Kolzow!

Reporter als Kellner

Aber weder die beste Lehre noch „gute Beziehungen" ersetzen eigene Initiative, Einfallsreichtum, Wagemut.

Friedland hatte gerade angefangen, bei der Zeitschrift „OGONJOK" zu arbeiten. Er bekam den Auftrag, eine Reportage über erste Versuchsfahrten von Aeroschlitten zu fotografieren, die in der Sowjetunion konstruiert worden waren. Acht dieser neuartigen Fahrzeuge waren für den Start vorbereitet worden. Ein Platz in einem der Fahrzeuge war für einen „OGONJOK"-Reporter reserviert. Friedland mußte absagen, er hatte einen anderen Arbeitstermin auf dem Kalender. Er bat Jakow Chalip, ihn zu vertreten. Für den war es eine Chance. Leider aber war der Startplatz nicht genau übermittelt worden: Als Jakow Chalip den angegebenen Platz in einem Vorort — weit vor Moskau — erreichte, erfuhr er, daß die Schlitten hier nicht starten, sondern ankommen sollten. Also bestieg er die nächste Straßenbahn und wanderte den Rest des Weges zu Fuß. Der Start aber hatte längst stattgefunden. Reporterpech! 1928 konnte ein junger Reporter an ein Taxi freilich nicht denken. Mit schuldbewußter Miene erschien Chalip am nächsten Morgen in der Redaktion, um dem Kollegen Semjon Friedland zu berichten, er habe die Chance vertan, habe den Auftrag nicht erfüllt. Wer beschreibt seine Verblüffung? Nicht mit Vorwürfen, sondern mit offenen Armen und Erleichterung wurde Chalip empfangen. Man glaubte ihn nicht mehr unter den Lebenden. Gerade der Schlitten, in welchem der Reporterplatz frei gehalten worden war, hatte einen Schaden am Triebwerk, war unterwegs umgekippt und explodiert. Alle Insassen waren ums Leben gekommen...

Diese zwanziger und dreißiger Jahre waren selbst im ersten Lande der Welt, das sich anschickte, den Weg zum Sozialismus zu betreten, für Journalisten noch beeinflußt von den bürgerlichen Methoden, zu Sensationen zu gelangen. Chalip erzählt: „Ich erfuhr von einer Zusammenkunft wichtiger Persönlichkeiten auf der Datsche Gorkis, irgendwo am Moskauer Stadtrand. Allerdings wußte ich auch, daß Gorki ungebetene Gäste nicht mochte. Und nicht zufällig war die Zusammenkunft unter strenger Wahrung der Vertraulichkeit in eben der privaten Datsche anberaumt worden. Im Hotel ‚Intourist' hatte Gorki Torten und Gebäck bestellt. Von dorther hatte ich meine Informationen, und genau dort entstand der Einfall, am Ende doch ein Foto von der Gesprächsrunde aufzunehmen: Ich lieh mir eine Kellnerjacke, hängte die Kleinbildkamera darunter. Fuhr mit den Lieferanten hinaus, servierte die Torten, das Gebäck. Hatte die letzte Platte auf dem Tisch plaziert, zückte die Leica und schoß blitzschnell zwei, drei Aufnahmen. Die Wirkung eines tatsächlichen Schusses hätte nicht schlimmer sein können! Gorki schlug mit der Faust auf den Tisch und brüllte mich an. Ich aber hatte mein Foto: Den britischen Schriftsteller Herbert G. Wells neben Gorki (rechts) und den Volkskommissar des Äußeren, Litwinow, am Kaffeetisch (links außen). Es war der 14. Juli 1934..."

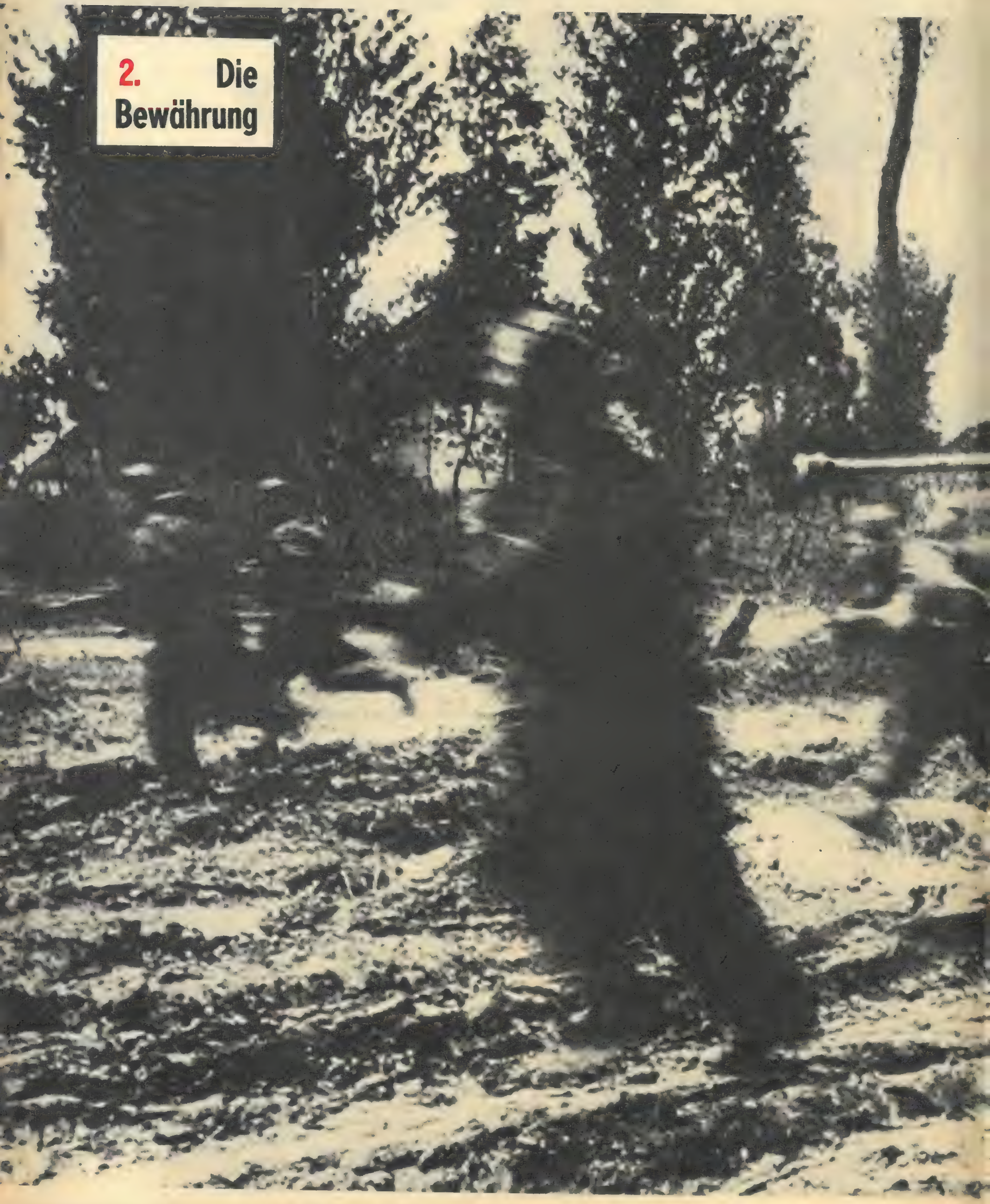
Das war die erste Aufnahme, die Jakow Chalip in den Bereich der „großen Politik" einführte.

Im nächsten Heft lesen Sie:

Auf der Flucht aus Odessa

Jakow Chalip als Frontreporter

2. Die Bewährung



Ihre erste Bewährung bestand die Rote Armee im Jahr 1918. 60 Jahre nach ihrer Gründung ist sie Sowjetstaaten Friedensfaktor Nummer 1

Das Feld

Ein Feld am Dorfrand, irgendwo zwischen Moskau und Berlin, ein diesiger Morgen, irgendwann zwischen 1941 und 1945. Drüben, auf der anderen Seite des Feldes, der Feind, der nicht schläft. Der Befehl zum Angriff. Die Soldaten werden das Feld überqueren, wenn nicht heute, dann morgen. Nicht alle werden die andere Seite erreichen.

Wie viele solcher, grauer, unscheinbarer Felder gab es zwischen Moskau und Berlin?

Wer heute von Berlin nach Moskau fliegt, landet draußen in Scheremetjewo. Auf der Fahrt in die Stadt, zwischen Flugplatz und Flußhafen, kommt er an der Stelle vorbei, wo im Spätherbst 1941 die vordersten deutschen Panzer standen und keinen Schritt mehr weiter kamen. Der Gast fährt weiter und steht nach einer Viertelstunde auf dem Roten Platz, auf dem Hitler seine Siegesparade abnehmen wollte, die Tribünenkarten waren schon gedruckt.

Entschieden wurde der Krieg vor Moskau, an der Wolga, im Kursker Bogen, das ist wahr. Trotzdem mußten tausend namenlose Felder überquert werden. Anders wäre die rote Fahne nicht auf den Reichstag gekommen. Unsere Kinder lernen, daß Kantarija und Jegorow sie dort über den zerschlagenen Dächern Berlins gehißt haben. Aber sie sollten auch wissen, daß noch ein dritter eine rote Fahne unter der Jacke trug. Er hieß Iwanow, und er fiel auf der Treppe, die zur Kuppel führte.

Die Rotarmisten des Bürgerkriegs, Sieger über Koltschak, Denikin und Judenitsch, waren unterdessen in den Vierzigern, immer noch jung genug, das Land gegen die zweite Welle der internationalen Reaktion zu verteidigen, ihre Söhne schon alt genug, an der Seite der Väter zu stehen. Sie erlitten schwere, bittere Niederlagen, im Sommer 1941 und auch noch 1942. Keine andere Armee der Welt hätte sie überlebt.

Keiner von ihnen war als Soldat geboren. Jeder hing am Leben. Jeder erlebte irgendwann die Schwäche der Todesfurcht: Was, wenn ich einfach liegenbliebe — hängt der Sieg etwa von diesem elenden Stück Acker ab? Und tat doch, was getan werden mußte, und fühlte sich nicht als Held dabei und stürmte über tausend Felder, weil er wußte, was er verteidigte: dieses Land, das ihm gehörte seit fünfundzwanzig Jahren, und die Revolution, die es ihm gegeben hatte, und die Zukunft, die allein lebenswert war.

Text: Jürgen Jessel
Foto: Jakov Rjumkin

1

Zum 80. Geburtstag von Sergej Eisenstein

Reise durch ein Universum

3

2

4

„Es ist die Wohnung, und sie ist es nicht. Das Haus, in dem Eisenstein in Moskau wohnte, steht nicht mehr. Uliza Smolenskaja 10 war die Wohnung der Witwe Pera Ataschewa. Nach ihrem Tode entstand aus den zwei kleinen Zimmern und der Diele ein wissenschaftliches Memorial-Kabinett. Hier zog Eisensteins Wohnung ein. Sie ist komponiert und montiert wie ein Film. Ein Gefäß aus Eisensteinschem Geist, Reflex auf seine Art zu leben, zu denken . . .“

So beginnt der Film „Reise durch mein Universum“ von Ullrich Kasten und Fred Gehler, der zum 80. Geburtstag des sowjetischen Filmregisseurs Sergej Michailowitsch Eisenstein im Fernsehen der DDR gezeigt wird.

Das „Universum“ — es ist Eisensteins Wohnung, seine Welt, in der er sich umgab mit den Zeugen und Zeugnissen seines Lebens. Fotos, Büsten von Freunden und Zeitgenossen: Einstein, Asta Nielsen, Bunuel, Cocteau, Prokofjew, Mei Lang Fang, Chaplin. Dazu Eisensteins Worte aus seinen Schriften, die Aufschluß darüber geben, was ihn mit jenen und jene mit ihm verband.
Eisenstein als Erlebender, Empfindender von großem geistigen und seelischen Beziehungsreichtum — so entdeckten ihn uns die Filmschöpfer Kasten und Gehler auf die wohl intimste und auch plausibelste Weise, in seiner ureigenen Welt. Die

5

1 Witz und Ironie: So zeichnete er seinen Tropenfieberanfall während einer Studienreise nach Mexiko. Der unvollendet gebliebene Film „Que viva Mexico“ soll jetzt in einer Neufassung erscheinen.

2 Herzlichkeit: Begegnung mit Paul Robeson.

3 Familienalbum: Kleiner Junge mit großen Plänen.

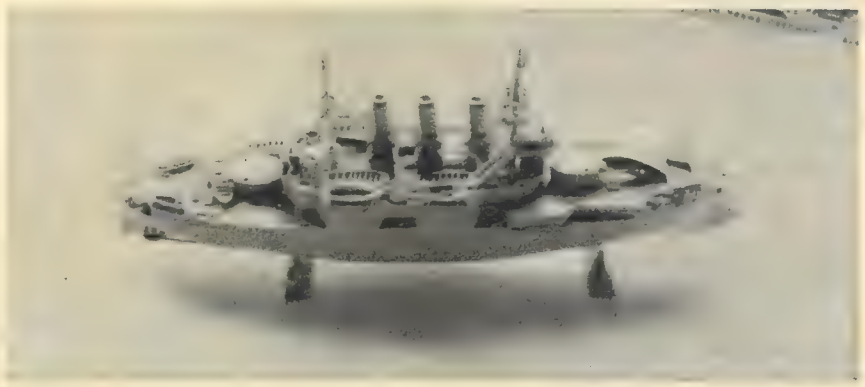
4 Die Wohnung: Zeugen und Zeugnisse eines erfüllten Lebens.

5 Reiseandenken: Hollywood läßt grüßen.

6 Modell: Sein „Panzerkreuzer Potjomkin"

7 Talisman: Charly Chaplin, Freund und Kollege.

6



Autoren tauchten tief in ein schier unerschöpfliches Reservoir von Konfrontationen mit Menschen, Historie, sozialer und Kulturlandschaft, die Eisensteins Persönlichkeit, seine Geistes- und Lebenshaltung prägten und Quellen seines Schaffens waren. Hier spürt man seine Erkenntnisse, Methoden, seine Arbeits- und Lernhaltung und auch seine Besessenheit.

Die Reise durch sein Universum eröffnet einen neuen, ungewöhnlichen Blick auf den großen sowjetischen Regisseur, den Schöpfer des „Panzerkreuzer Potemkin". Mit diesem 1925 geschaffenen Film begann der Siegeszug des sowjetischen Films durch die Welt. Nicht minder Filmgeschichte machten seine Streifen „Oktober" sowie die unvollendeten Arbeiten „Beshinwiese" und „Iwan der Schreckliche" oder „Alexander Newski", der im Jahr 1938 entstand. Man würdigt Eisenstein als einen Klassiker, dessen Werke noch heute nutzbar sind, als unerschöpfliches Lehrmaterial, weil er wohl am umfassendsten die Wesenselemente des Mediums Film erkannt hat und es verstand, die ihm eigenen Möglichkeiten zu nutzen, über sämtliche künstlerische Ausdrucksformen Erleben und Erkennen zu vermitteln.

M. L.

7 Fotos: Günter Linke, Fernsehfunk der DDR

Edita PJEC

wie Publikum

Edita Pjecha sagt über ihr Publikum: „Auf der Bühne stehen bedeutet eine erschreckende Einsamkeit inmitten vieler Menschen. Davor habe ich Angst. Und so beginnt mein Leben jeden Abend, mit jedem Konzert neu. Aber ich will singen, will mit jedem Lied neue Anhänger gewinnen. Diese Unbekannten im Publikum sind meine besten Freunde, wenn es mir gelingt, sie nicht zu enttäuschen. Deshalb liebe ich ein Publikum, das es mir schwer macht. Das ist meine ständige Herausforderung."

• • •

wie Journalisten

Über Journalisten: „Eine erfrischende Mischung aus Intelligenz, Psychologie und Neugier. Sie wollen alles wissen. Selbst das, was gar nicht ist. Ich komme gut mit ihnen aus. Viele von ihnen haben mich auf dem Weg nach oben begleitet. Nur wenige waren in meinen zwanzig Berufsjahren darunter, die mir hartnäckig die entgegengesetzte Richtung wünschten. Doch man muß ja nicht auf jeden hören."

Gastspiel in Tadshikistan

Edita Pjecha mit ihrem Arrangeur Grigori Kleimizin

wie Eltern

Die Eltern: „Geboren wurde ich nicht in Paris, wie viele Zeitungen schreiben, sondern in der Nähe der französischen Stadt Lens. Mein Vater, ein Bergmann mit kohlrabenschwarzem Gesicht, und mein Bruder liegen beide als Opfer des Krieges in Frankreich begraben. Meine Mutter, die mir das Singen beibrachte und die Angst davor hatte, es zu einem Beruf zu machen, ist in Polen gestorben. Meine Eltern sind Erinnerung und ein Thema meiner Lieder. Wie soll ich anders von ihnen sprechen?"

• • •

wie Charakter

Edita Pjecha über ihren Charakter: „Ich bin nicht besonders zufrieden mit meinem Charakter. Mir fehlen Systematik und Beharrlichkeit. Ich lasse mich zu sehr von Emotionen leiten. Nicht leiden kann ich verschlossene und unaufrichtige Menschen. Aber ich habe auch keine Lust, um sie zu kämpfen."

• • •

Höhepunkte: „Für Zahlen habe ich ein schlechtes Gedächtnis. Aber ich erinnere mich an Menschen und Ereignisse: an meinen ersten Auftritt im Pariser ‚Olympia', an die Goldmedaille bei den Weltfestspielen in Sofia, die Verleihung des Titels ‚Volkskünstlerin der RSFSR', an die Dreharbeiten zu dem neuen sowjetischen Farbfilm ‚Brillanten für die Diktatur des Proletariats', ich erinnere mich an Lieder, Menschen, Konzerte, Städte... Und ich weiß, was als nächstes auf meinem Terminkalender steht: Dreharbeiten zu einem Musikfilm in Leningrad."

HA Bekenntnisse

wie Höhepunkte wie Arrangements

Schönsein für Fotografen

Einkaufsbummel in Berlin

Edita Pjecha über musikalische Arrangements: „Das Chanson ist wie ein Präzisionsinstrument. Nur der sollte sich daran versuchen, der Talent und Fingerspitzengefühl besitzt. Denn Schlichtheit und Banalität liegen im Chanson so schrecklich dicht beieinander. Alles im Lied muß echt sein. Kein falsches Pathos darf mitschwingen, kein leeres Gefühl... Ein gutes musikalisches Kleid hilft dem Sänger, diese Gefahr zu vermindern. So wie eine Frau wissen sollte, welches Make up, welche Modefarbe ihr gut steht, muß der Arrangeur wissen, in welchem musikalischen Gewand ein Lied am besten wirkt. Für mich ist ein gutes Arrangement der Schlüssel zum Herzen des Liedes."

Text: Bernd Siegmund; Fotos: Volkmar Billeb, Gende-Rothe, TASS

rudolfio

Erzählung von Valentin Rasputin

Zum erstenmal waren sie sich in der Straßenbahn begegnet. Sie hatte ihm auf die Schulter getippt und, als er die Augen aufschlug, zum Fenster weisend, gesagt:
„Sie müssen aussteigen."
Die Straßenbahn hielt, er bahnte sich einen Weg und sprang hinter ihr her. Sie war noch ein Kind, fünfzehn, sechzehn, nicht älter. Das fiel ihm sofort auf, als er in ihr rundes, blasses Gesicht blickte, das sie ihm in der Hoffnung auf Dank zugewandt hatte.
„Danke", sagte er, „ich wäre weitergefahren."
Er spürte, daß ihr das nicht genügte, und fügte hinzu:
„Ein verrückter Tag heute, ich bin todmüde. Um acht muß ich telefonieren. Du hast mir aus der Patsche geholfen."
Sie schien sich zu freuen. Gemeinsam überquerten sie die Straße und sahen sich nach einem vorbeibrausenden Auto um. Es schneite. Wenn Schnee fällt, weicher, flauschiger Schnee, als zausten sich irgendwo hoch oben in der Luft wilde Schneevögel, geht man nur ungern nach Hause. Ich warte auf den Anruf und ziehe dann gleich wieder los, entschied er, drehte sich zu ihr um und überlegte, was er sagen sollte, denn länger schweigen war peinlich. Er wußte jedoch nicht, worüber er mit ihr sprechen konnte und worüber nicht. Als sie sagte: „Ich kenne Sie", überlegte er immer noch.
„Ach, wirklich?" Er staunte. „Wie denn das?"
„Sie wohnen in der einhundertzwölf und ich in der einhundertvierzehn. Durchschnittlich fahren wir zweimal in der Woche mit der gleichen Straßenbahn, Sie bemerken mich bloß nie."
„Das ist interessant."
„Was ist daran interessant? Nichts. Ihr Erwachsenen schenkt nur Erwachsenen Aufmerksamkeit. Schreckliche Egoisten seid ihr. Stimmt das etwa nicht?"
Sie wandte den Kopf nach rechts und musterte ihn von links, von unten bis oben. Er räusperte sich lediglich und blieb die Antwort schuldig.
Eine Weile gingen sie schweigend. Sie blickte starr vor sich hin, plötzlich verkündete sie mir nichts dir nichts, ohne die Blickrichtung zu verändern:
„Sie haben noch nicht gesagt, wie Sie heißen."
„Mußt du das denn wissen?"
„Ja, was ist dabei? Warum meinen manche Leute, wenn ich wissen möchte, wie jemand heißt, daß ich damit unbedingt ein krankhaftes Interesse für denjenigen bekunde?"
„Meinetwegen", sagte er. „Wenn du es wissen mußt — ich heiße Rudolf."
„Wie?"
„Rudolf."
„Rudolf." Sie lachte.
„Was soll das?"
Sie lachte noch unbändiger. Er blieb stehen und betrachtete sie.
„Rudolf." Sie schürzte die Lippen und prustete wieder los. „Rudolf. Ich dachte, so heißen nur Elefanten im Tierpark."
„Was?"
„Sei nicht böse." Sie zog ihn am Ärmel. „Das ist komisch, Ehrenwort, urkomisch. Was soll ich machen?"
„Du bist eben noch ein kleines Mädchen." Er war beleidigt.
„Natürlich. Ein Mädchen. Und du bist erwachsen."
„Wie alt bist du?"
„Sechzehn."
„Und ich bin achtundzwanzig."
„Das sage ich ja: Du bist erwachsen, und du heißt Rudolf." Sie brach erneut in Lachen aus, musterte ihn abermals von der linken Seite, von unten bis oben.
„Und wie heißt du?" fragte er.
„Ich? Das errätst du nie."
„Ich habe auch nicht die Absicht, es zu erraten."
„Selbst wenn du es tätest, kämst du nie darauf. Ich heiße Io."
„Wie?"
„Io."
„Ich begreife gar nichts."
„Io. Also Ionium. Io."
Die Rache folgte auf dem Fuß. Außerstande, sich zu beherrschen, lachte er, bog sich vor und schnellte zurück, wie eine Glocke. Er brauchte sie nur anzusehen, um immer heftiger von Lachen geschüttelt zu werden.
„I — o", gluckste es in seiner Kehle.
„I — o."
Sie wartete, blickte sich nach allen Seiten um, dann, als er sich einigermaßen beruhigt hatte, sagte sie gekränkt: „Ulkig, ja? Da gibt's nichts Ulkiges. Io ist ein gewöhnlicher lettischer Name, und ich bin Lettin."
„Du mußt entschuldigen." Er beugte sich lächelnd zu ihr hinab. „Ich fand das zu komisch. Jetzt sind wir quitt. Nicht wahr?"
Sie nickte.
Ihr Haus war das erste, dahinter stand seins. Am Hauseingang machte sie halt und fragte:
„Wie ist deine Telefonnummer?"
„Das brauchst du nicht zu wissen", sagte er.
„Hast wohl Angst?"
„Darum geht es nicht."
„Erwachsene haben dauernd vor irgendetwas Angst."
„Stimmt", pflichtete er ihr bei.
Sie zog ihre kleine Hand aus dem Handschuh und reichte sie ihm.
Die Hand war kalt und reglos. Er drückte sie.
„Nun lauf nach Hause, Io."
Er lachte wieder.
An der Tür blieb sie stehen.
„Jetzt erkennst du mich in der Straßenbahn?"
„Das sollte sein, natürlich erkenne ich dich."
„Bis zur Straßenbahn!" Sie hob die Hand über den Kopf.
„Mit der wir zusammen fahren", fügte er hinzu.
Zwei Tage später ging er auf Dienstreise in den Norden und kehrte erst nach zwei Wochen zurück. In der Stadt spürte man schon den würzigen, scharfen Geruch des nahenden Frühlings. Wie Asche pustete er die winterliche Ungewißheit und Unschlüssigkeit von ihm fort. Nach dem nördlichen Nebel war hier alles klarer und heller, sogar die Straßenbahnen. Zu Hause sagte seine Frau, kaum, daß sie seiner ansichtig geworden war:
„Ein Mädchen ruft jeden Tag an."
„Was für ein Mädchen?" fragte er gleichgültig und müde.
„Ich weiß nicht. Ich dachte, du würdest es wissen."
„Keine Ahnung."
„Ich habe sie satt."
„Albern." Er lächelte unwillkürlich. Als das Telefon klingelte, war er im Bad. Durch die Tür hörte er, wie seine Frau antwortete: „Ist angekommen, wäscht sich, bitte später." Er wollte sich gerade hinlegen, da klingelte das Telefon erneut.
„Ja", sagte er.
„Rudik, guten Tag, du bist wieder hier!" tönte eine erfreute Stimme.
„Guten Tag", sagte er argwöhnisch.
„Mit wem spreche ich?"
„Weißt du es nicht? Rudik. Ich bin es. Io."
„Io." Er erinnerte sich sofort und lachte. „Guten Tag, Io. Du hast also einen Namen, der besser zu mir paßt, ausgesucht."
„Ja. Gefällt er dir?"
„So wurde ich gerufen, als ich so alt war, wie du jetzt bist."
„Spiel dich nicht auf, bitte."
„Aber nein, daß du ..."
Sie verstummten. Er konnte es nicht mehr aushalten und fragte:
„Also, worum geht's, Io?"
„Rudik, war das deine Frau?"
„Ja."
„Warum hast du mir nicht gesagt, daß du verheiratet bist?"
„Verzeih mir", antwortete er spöttisch, „ich ahnte nicht, daß das so wichtig ist."
„Natürlich ist es wichtig. Liebst du sie?"
„Ja", sagte er. „Io, hör bitte zu, ruf mich nicht mehr an."
„Dir ist wohl der Schreck in die Glieder gefahren", sagte sie. „Rudik, mach dir keine Gedanken. Leb mit ihr, wenn du möchtest, ich habe nichts dagegen. Aber so geht es auch nicht: Ruf nicht an. Vielleicht muß ich dich wegen irgendeiner Aufgabe einmal anrufen."
„Wegen welcher denn?" fragte er mit einem Lächeln.
„Nun, wegen irgendeiner. Vielleicht, zum Beispiel, wenn aus einem Wasserbehälter das Wasser nicht in den anderen abfließt", erfand sie. „Dann darf ich doch? Nicht wahr?"
„Ich weiß nicht."
„Natürlich. Vor ihr brauchst du keine Angst zu haben, Rudik, wir sind zwei, und sie steht allein."
„Wer?" Er begriff nicht.
„Na, deine Frau."
„Auf Wiedersehen, Io."
„Du bist müde, ja?"
„Ja."
„Na gut. Drück mir die Pfote und hau dich hin."
„Ich drück dir die Pfote."
„Verrate ihr nichts."
„Meinetwegen." Er lächelte.
Immer noch lächelnd wandte er sich an seine Frau.
„Das ist Io", sagte er. „So heißt das Mädchen. Nett, nicht?"
„Ja", antwortete sie lauernd.
„Eine Aufgabe mit zwei Wasserbehältern konnte sie nicht lösen. Sie geht entweder in die siebente oder achte Klasse, genau weiß ich es nicht mehr."
„Und du hast ihr bei der Aufgabe geholfen?"
„Nein", sagte er. „Ich habe alles vergessen. Das mit den Wasserbehältern ist wirklich kompliziert."
Gegen Morgen läutete das Telefon. Was heißt Morgen? Vom Morgen konnte überhaupt nicht die Rede sein. Die Stadt träumte ihren letzten Traum vor Sonnenaufgang. Rudolf erhob sich und blickte auf das Haus gegenüber. Nicht ein Fenster war hell. Nur die Hauseingänge leuchteten in vier schnurgeraden Reihen wie Mundharmonikas mit ihren blitzenden Metallbeschlägen. Das Telefon läutete ununterbrochen. Rudolf sah auf die Uhr. Halb sechs.
„Ich höre", knurrte er wütend in den Hörer.
„Rudik, Rudik."
Er schimpfte:
„Io, nur der Teufel weiß, was das bedeuten soll."
„Rudik", fiel sie ihm ins Wort, „hör zu, sei nicht böse, du weißt noch nicht, was passiert ist."
„Was ist passiert?" Er hatte inzwischen seinen Gleichmut wiedergewonnen.
„Rudik, du bist nicht länger Rudik, du bist Rudolfio", wurde ihm feierlich erklärt. „Rudolfio! Überwältigend, nicht wahr? Ich habe es mir eben erst ausgedacht. Rudolf und Io ergeben zusammen Rudolfio, wie bei Italienern. Wiederhol mal."
„Rudolfio." In seiner Stimme mischte sich Verzweiflung mit Wut.
„Richtig. Jetzt haben wir beide den gleichen Namen. Wir sind unzertrennlich. Wie Romeo und Julia. Du bist Rudolfio, und ich bin Rudolfio."
„Hör mal", sagte er, „konntest du nicht eine günstigere Zeit wählen, um mir das mitzuteilen?"
„Warum willst du nur nicht verstehen, daß ich einfach nicht warten konnte. Das war es. Außerdem ist es Zeit für dich aufzustehen. Rudolfio, vergiß nicht: halb acht an der Haltestelle."
„Ich fahre heute nicht mit der Straßenbahn."
„Warum nicht?"
„Ich habe frei."
„Was heißt das?"
„Frei heißt ein außer der Reihe genommener Urlaubstag, ich gehe nicht zur Arbeit."
„Aha", sagte sie. „Und was wird mit mir?"
„Keine Ahnung. Fahr zur Schule und basta."
„Hat deine Frau auch frei?"
„Nein."
„Na prima. Vergiß nicht, wir heißen

jetzt Rudolfio."
„Ich bin überglücklich." Er knallte den Hörer hin und ging fluchend Teewasser aufsetzen. Einschlafen hätte er jetzt ohnehin nicht mehr können. Außerdem brannte im Haus gegenüber schon in drei Fenstern das Licht.
Gegen Mittag klopfte es an der Tür. Er war gerade beim Wischen und hielt, als er öffnete, den nassen Lappen in der Hand. Vor der Tür stand Io.
„Guten Tag, Rudolfio."
„Du!" Er staunte. „Was ist los?"
„Ich habe auch einen freien Tag genommen."
Sie hatte das Gesicht einer Heiligen. Nicht die Spur von dem, was man Gewissensbisse nennt.
„Schau mal an!" antwortete er forsch. „Du schwänzt also. Komm rein, da du schon einmal hier bist. Ich hauswirtschaftle gerade."
Ohne abzulegen, setzte sie sich in den Sessel am Fenster und sah zu, wie er auf Knien rutschend mit dem Lappen über den Fußboden fuhr.
„Rudolfio, ich glaube, du bist unglücklich in deiner Ehe", stellte sie nach einer Minute fest.
Er richtete sich auf.
„Wie kommst du darauf?"
„Das ist doch zu sehen. Du wischst deinen Fußboden ohne den geringsten Enthusiasmus. Glückliche tun das nicht."
„Spinn nicht", sagte er schmunzelnd.
„Bist du glücklich?"
„Nichts sage ich."
„Na also."
„Zieh dich lieber aus."
„Ich habe Angst vor dir." Sie blickte zum Fenster hinaus.
„Was hast du?"
„Nun, du bist immerhin ein Mann."
„Ach, so ist das gemeint." Er lachte. „Woher stammt dann aber dein Mut, hier aufzukreuzen?"
„Wir beide sind doch Rudolfio."
„Ja", sagte er, „ich vergesse das dauernd. Daraus erwachsen mir natürlich bestimmte Verpflichtungen."
„Natürlich."
Sie schwieg. Solange er mit dem Eimer in der Küche klapperte, saß sie unbeweglich. Doch als er zu ihr herankam, hing ihr Mantel bereits über der Sessellehne. Ios Gesicht war versonnen und traurig.
„Rudolfio, ich habe heute geweint", gestand sie plötzlich.
„Warum denn, Io?"
„Nicht Io, sondern Rudolfio."
„Warum denn, Rudolfio?"
„Wegen meiner großen Schwester. Sie hat Krach geschlagen, weil ich einen freien Tag nehmen wollte."
„Meine Erachtens zu Recht."
„Nein, Rudolfio, nicht zu Recht." Sie erhob sich aus dem Sessel und stellte sich ans Fenster. „Einmal darf man. Warum könnt ihr das nicht verstehen? Jetzt, wo ich mich mit dir unterhalte, bin ich ganz glücklich."
Sie verstummte, und er blickte sie aufmerksam an. Unter dem Kleid zeichneten sich ihre Brüste ab wie zwei kleine Nester, von namenlosen Vögeln gebaut. In einem Jahr wird ihr Gesicht schmaler sein und schön. Wehmütig dachte er daran, daß sie eines Tages einen Burschen haben wird. Er trat auf sie zu, nahm sie bei der Schulter und tröstete sie.
„Es wird bestimmt alles gut."
„Bestimmt, Rudolfio?"
„Bestimmt."
„Ich glaube dir."
„Ja."
Er wollte zurücktreten, doch sie sagte zu ihm:
„Rudolfio!"
„Ja?"
„Warum hast du so früh geheiratet? Noch zwei Jahre, und ich hätte dich genommen."
„Laß dir Zeit", sagte er. „Du wirst noch einen sehr guten Jungen finden."
„Ich hätte aber viel lieber dich geheiratet."
„Er wird besser sein als ich."
„Hm, ja", sagte sie ungläubig mit schleppender Stimme. „Glaubst du wirklich, es gibt einen besseren?"
„Tausendmal besser."
„Aber das bist dann nicht du." Sie seufzte.
„Laß uns lieber Tee trinken", schlug er vor.
„Na, gut."
Er ging in die Küche und stellte den Teekessel auf die Kochplatte.
„Rudolfio!"
Sie stand am Bücherregal.
„Rudolfio, wir haben den schönsten Namen. Guck mal. Selbst Schriftsteller haben keinen schöneren." Sie schwieg einen Augenblick. „Vielleicht nur dieser hier Exupéry. Nicht wahr, schön?"
„Ja", sagte er. „Hast du ihn nicht gelesen?"
„Nein."
„Nimm ihn mit und lies. Aber ohne schwänzen. Abgemacht?"
„Abgemacht."
Sie zog sich an.
„Und der Tee?" erinnerte er.
„Rudolfio, ich gehe lieber. Gut?"
Ihr Lächeln war kläglich. „Sag nicht deiner Frau, daß ich hier war. Einverstanden, Rudolfio?"
„Meinetwegen", versprach er.
Als sie gegangen war, empfand er plötzlich Traurigkeit, unerklärliche, unentdeckte, dennoch in der Natur existierende Traurigkeit. Er zog sich an und verließ das Haus.
Der Frühling kam unverhofft, fast ohne Vorboten. Innerhalb von wenigen Tagen wurden die Menschen gütiger. Die wenigen Tage faßten sie als Übergang von der Zeit der Erwartung zur Zeit der Erfüllung auf. Die Frühlingsträume verhießen wie eine erfahrene Hellseherin Glück und Liebe.
An einem solchen Tag, schon abends, auf dem Heimweg, wurde Rudolf von einer älteren Frau angesprochen.
„Ich bin Ios Mutter", begann sie. „Entschuldigen Sie, Sie heißen doch Rudolfio?"
„Ja", bestätigte er lächelnd.
„Ich kenne Sie durch meine Tochter.

Fortsetzung Seite 44

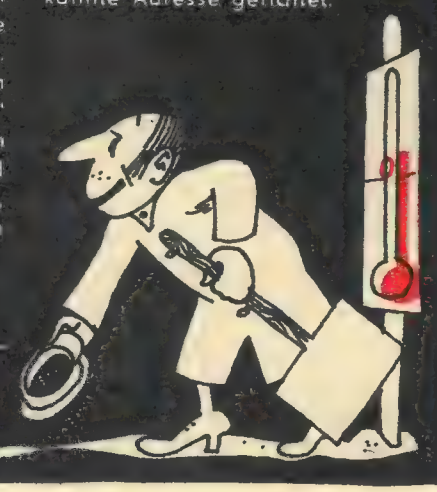
Wunsch-wetter

Humoreske von L. Nowoshenow

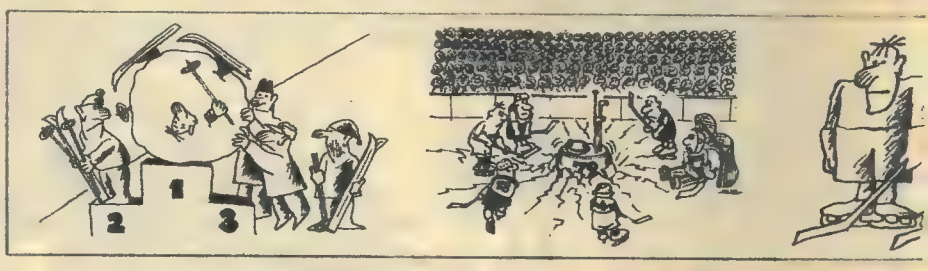
Es war im Winter. In die Wohnung des Meteorologen Schtutschkin kam der Genosse Treuchow aus demselben Hause. „Ah, Fjodor Kusmitsch!" begrüßte ihn der Meteorologe. „Komm rein, setz dich!" Treuchow nahm Platz. „Nun erzähle", sagte der Meteorologe. „Ist das Leben noch frisch? Wie ist die Arbeit?" „Wie meine Arbeit aussieht, ist ja bekannt, Sergej Makarytsch. Morgens vor Tau und Tag aufstehen, jetzt im Winter Schnee schippen und nochmals Schnee schippen, die Wege mit Sand bestreuen, kaum sieht man sich um, gegen Mittag sind die Wege wieder voligeschneit." „Ja, wir haben dieses Jahr einen schneereichen Winter", sagte der Meteorologe. „Das ist ja mein Reden!" griff Treuchow seine Worte auf. „Ein schneereicher Winter. Aber neue Fäustlinge werden nicht ausgegeben. Diese Fäustlinge verschleißen im Nu, und wie bitte ich unseren Hausverwalter wegen Fausthandschuhen, aber vergebens. ‚Ich habe ein festes Limit für Fäustlinge, Fjodor', antwortet er mir. ‚Ein Paar fürs Vierteljahr sind im Plan!' Doch bei so einem Schnee, was soll da ein Paar? Da reicht ein Dutzend nicht aus!"

‚Ich begreife, begreife", nickt der Meteorologe. „Aber wie kann ich hier helfen, Fjodor Kusmitsch?" „Können Sie!" sagt Treuchow plötzlich voller Leidenschaft. „Sie sind ein studierter Mann und mitfühlend. Wenn Sie den Wetterbericht zusammenstellen, und ich weiß, daß Sie das tun, dann vermindern Sie doch bitte die Niederschlagsmenge ein bißchen. Aus guter Nachbarschaft! Ein großes Danke ist Ihnen sicher!" Der Meteorologe sprang vom Stuhl auf und lief nervös auf und ab. „Siehst du, Fjodor Kusmitsch, du irrst dich hier ein wenig. Von mir hängt nichts ab. Verstehst du? Ich beobachte das Wetter nur, ich warne zum Beispiel vor Zyklonen. Daher kommt auch der Schnee." „Ja, ich verstehe. Zyklon, Antizyklon. Wir hören auch Radio, sehen fern, lesen Zeitung. Wir haben vor Ihnen die größte Hochachtung." Treuchow griff in seine Joppe und beförderte eine Flasche Markenkognak ans Tageslicht und eine Schachtel Pralinen, die mit einem rosa Bändchen verschnürt war. „Das ist für Sie, Sergej Makarytsch, und für Ihre Gattin, die liebwerte Margarita Wladimirowna, möge sie immer gesund bleiben! Ja, ich verstehe. Sie bemühen sich für uns." Auf dem Gesicht des Meteorologen erschienen rote Flecken. „Nehmen Sie das sofort mit. Sofort!" schrie er. Treuchow ging. Und nachts hörte es unerwartet auf zu schneien. Morgens schien am blauen Himmel die blendende Wintersonne. Als der Meteorologe Schtutschkin abends nach Hause kam und den Hof überquerte, hörte er eine bekannte Stimme: „Danke auch, Sergej Makarytsch. Sie haben meine Bitte berücksichtigt. Ich wünsche Ihnen sowie Ihrer Gattin und Ihrem Söhnchen ein langes Leben!" Der Meteorologe zog den Kopf in den Kragen und entfernte sich im Trab zum Eingang des Hauses.

„Bring einem Menschen Achtung entgegen, und er wird dir Achtung zollen", sagte Fjodor Kusmitsch Treuchow, an eine unbekannte Adresse gerichtet.



Übersetzt von Adeline Rinas aus der „Literaturnaja Gaseta"
Illustration: Martin Kotsch



Oleg Teslers

Winterliche Kuriositäten

STIMMT'S?

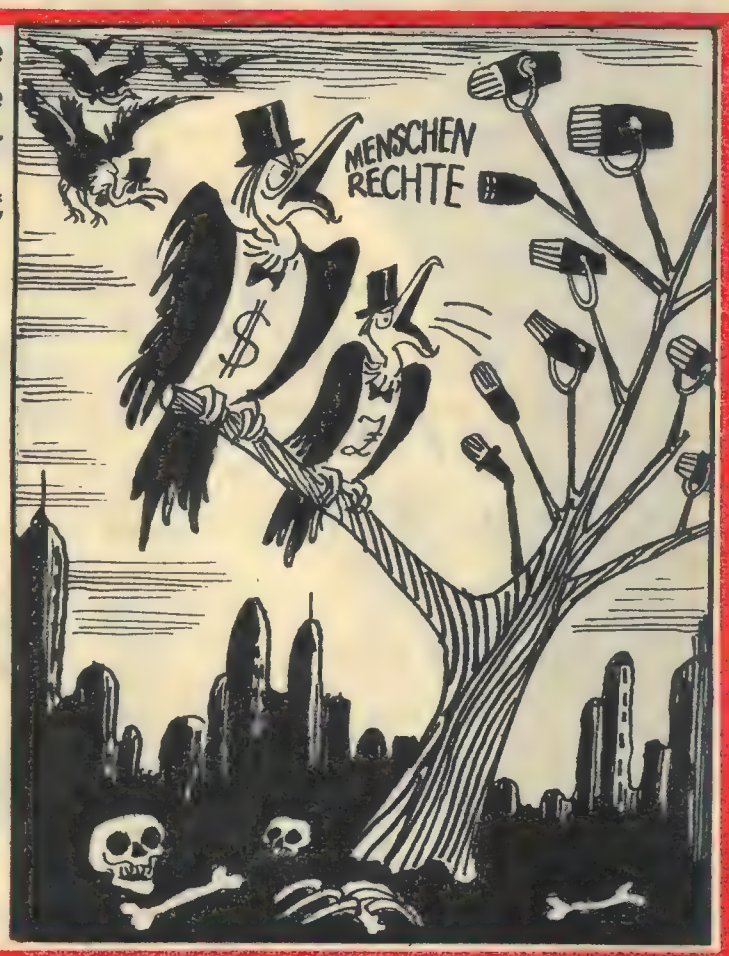
Selbst ist der Mann – bis er eine Frau hat.

★

Es gibt keine Frau, die nicht im stillen denkt, daß sie Besseres hätte bekommen können als ihren Mann.

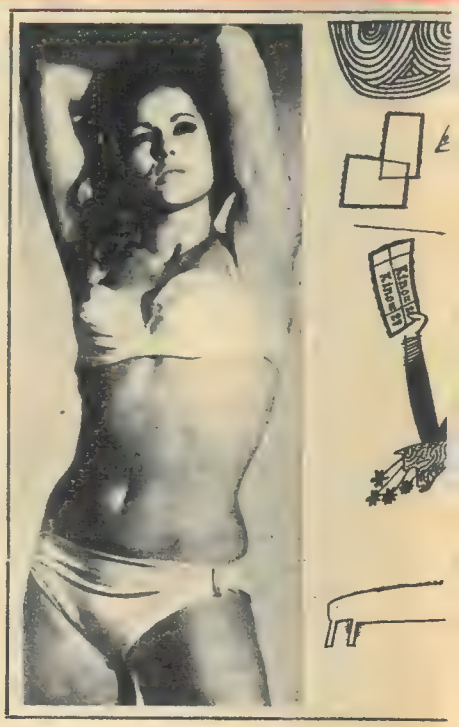
Die politische Karikatur

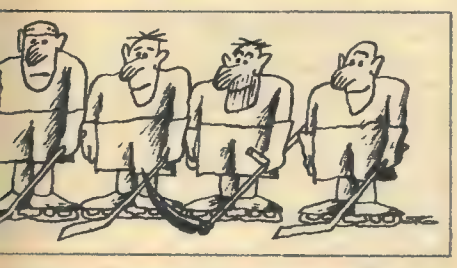
Zeichnung: J. Tscherepanow



Nostalgie-Ecke

Die beiden Herren rechts im Bild sind offenbar malende oder modellierende Künstler. Meine Sympathie gehört ihnen von vornherein, weil sie schon aus physiologischen Gründen uns in den nächsten Jahren nicht mit Monumental-Gemälden oder -Plastiken erschrecken werden. Lothar Kusche, Feuilletonist





Warum tut das Zahnziehen so weh? Weil man sich diesen Schmerz nicht verbeißen kann.

★

Ein gefallener Engel ist immer noch ein Engel – vorausgesetzt, daß er hübsch ist. pirx

Entgegen den Zweifeln unseres Lesers Otto M. aus Schönberg veröffentlicht FW heute den untrüglichen Beweis, daß in Sachsen DOCH die schönen Mädchen auf Bäumen wachsen!

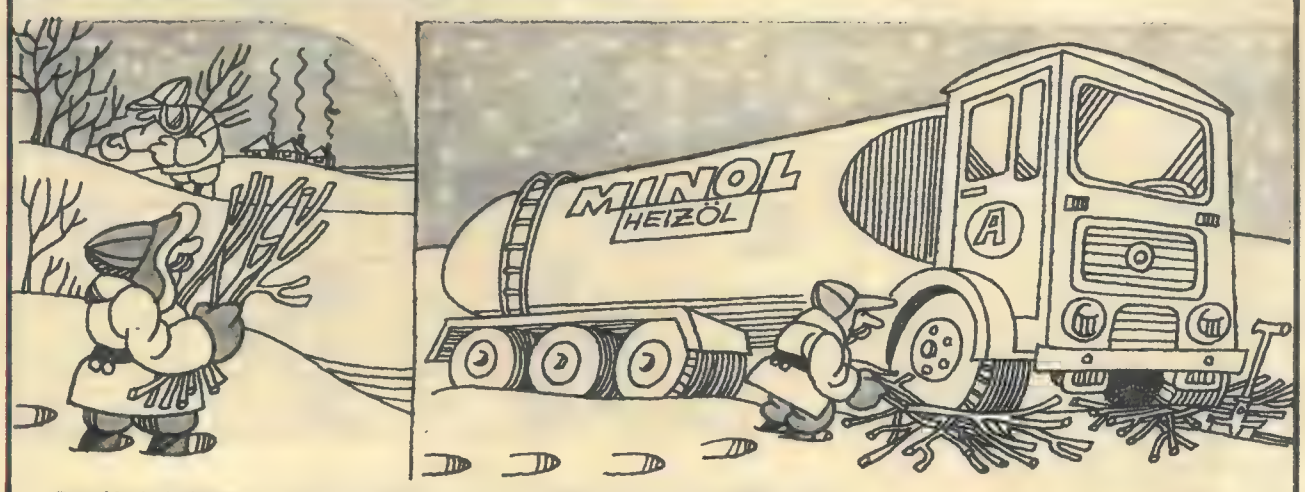
Foto: Peter Söllner

Collage: Adolf Born

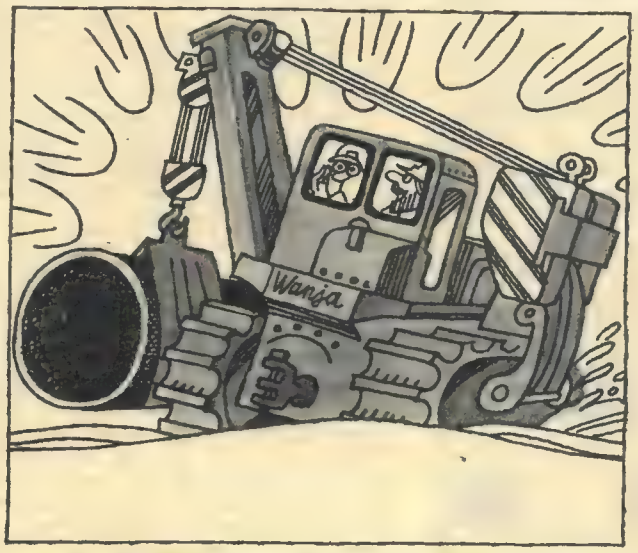
Grüße von der Drushba-Trasse

Louis Rauwolf besuchte zum Jahreswechsel unsere Baubrigaden zwischen Tscherkassy und Bar und zeichnete, was ihm auffiel

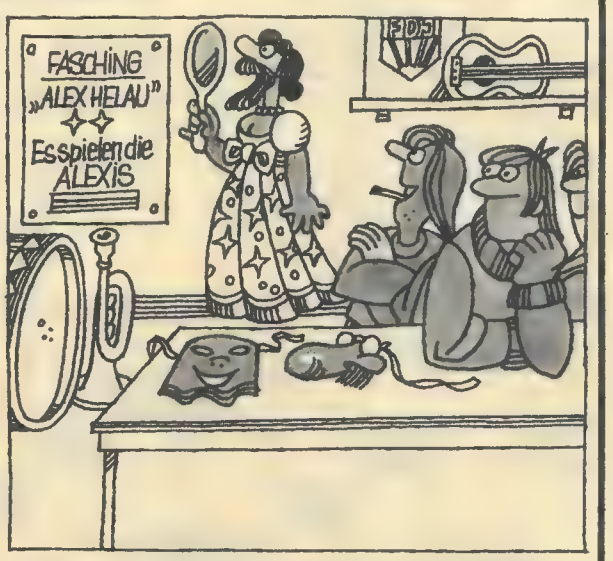
„Den Russisch-Zirkel hab ich schon belegt. Sag, Anne, wo kann ich noch diese Sprache lernen?"



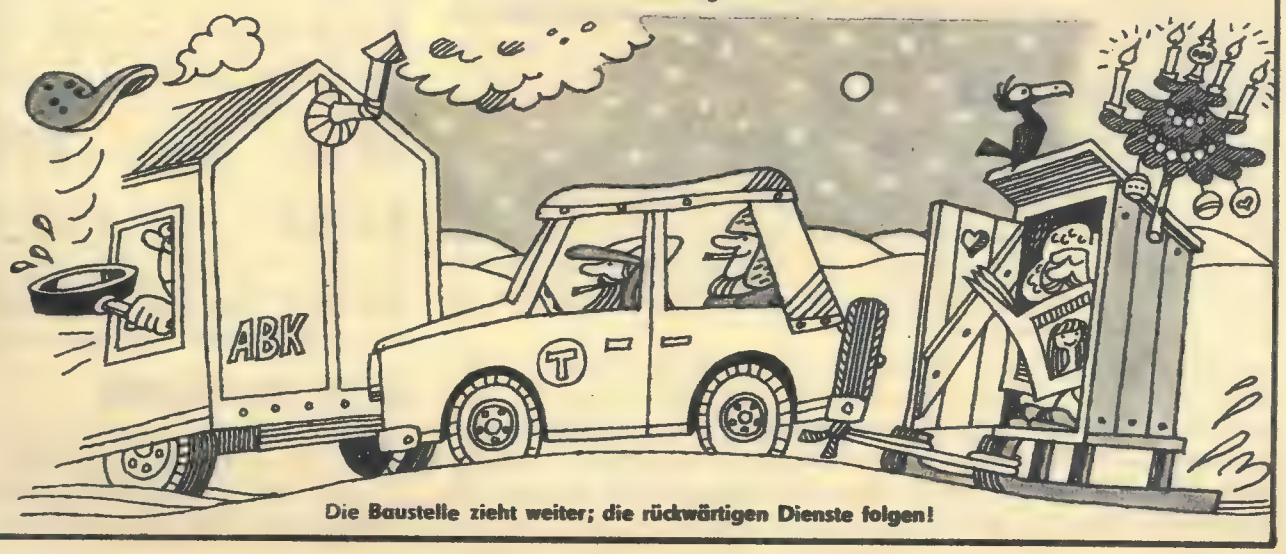
„Das Herbeischaffen von Brennmaterial ... hat im Winter so seine Tücken!"



„Lärmmäßig hab ich mich schon in der Heimat qualifiziert: Ich fuhr einen Trabi 'n Vierteljahr ohne Vorschalldämpfer!"

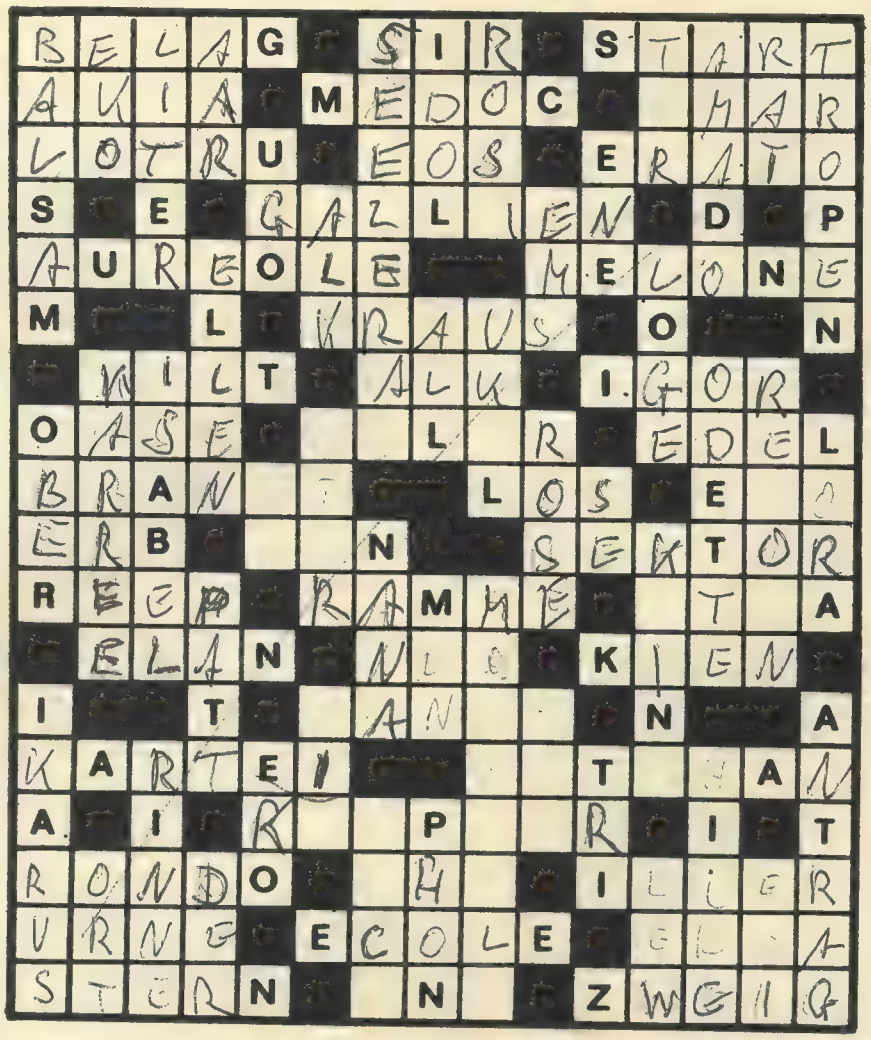


„Na, wenn Udo seinen Bart abnimmt, wäre das leidige Problem mit der Faschingsprinzessin doch gestorben, Jogi!"



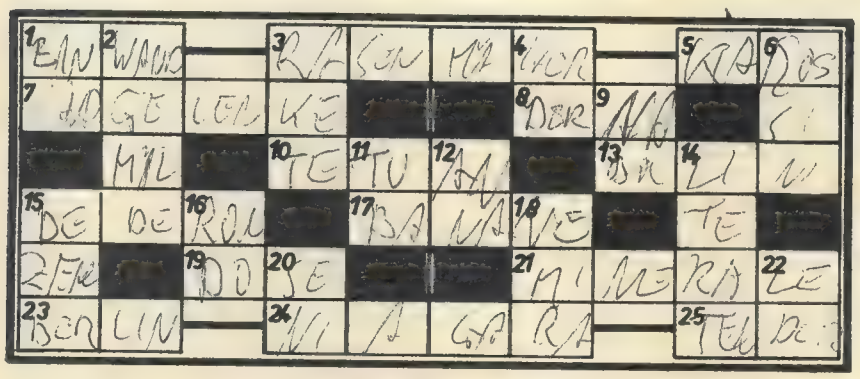
Die Baustelle zieht weiter; die rückwärtigen Dienste folgen!

KREUZGITTER



Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. Stadt in Oberitalien, 2. Gesuch, 3. hohe Spielkarte, 4. brasil. Schriftsteller („Herren des Strandes"), 5. sowj. See in Mittelasien, 6. arkt. Tauchvogel, 7. das Universum, 8. Oper von Verdi, 9. italienisch: Bogen (für Streichinstrumente), 10. Lichterscheinung um Sonne oder Mond, 11. Flächenmaß, 12. Gemisch von Harzen und ätherischen Ölen für Heilmittel, 13. Bratsutat, 14. Artikel, 15. Autor des Romans „Die Bilder des Zeugen Schattmann", 16. mittelitalien. Fluß zur Adria, 17. Schwung, 18. Fluß zur Nordsee (BRD), 19. Muse der Liebesdichtung, 20. Mädchenname, 21. lateinisch: das Ich, 22. Fluß im Süden von Peru, 23. Neurologe, Mitbegründer der modernen Nervenheilkunde (gest. 1921), 24. Männername (Kosef.), 25. Titelgestalt einer Oper von Getovac, 26. französisch: Schule, 27. Eisenhüttenkombinat Ost (Abk.), 28. alträm. Bezeichnung für Frankreich, 29. ein Schmuckstein, 30. Fluß i. d. Kasachischen SSR, 31. fliegender Jüngling der griech. Mythologie, 32. europ. Inselbewohner, 33. russ. Männername, 34. falsches Ideal: Götze, 35. Donaunebenfluß, 36. Mädchenname, 37. Viereck, 38. unerhört grob, plump, 39. Zettelkasten, 40. Männerrock der Schotten, 41. Babyspielzeug, 42. harzreiches Holz, 43. umgangssprachlich svw. Trottel, Dummkopf, 44. Vorratsraum, 45. Mädchenname, 46. Lotterieanteil, 47. Theaterplatz, 48. bedeut. deutscher Spruchdichter des 17. Jh., 49. englisch: Recht, Gesetz, 50. Mädchenname, 51. Gartenblume, 52. Kürbisgewächs, 53. englisch: Menschen, Männer, 54. ausschließliches Recht, Alleinbeherrschung (Mz.), 55. Weinbaugebiet im SW Frankreichs, 56. afrikan. Strom, 57. griechisch: neu, 58. Roman von Zola, 59. Mädchenname (Kurzf.), 60. altgriech. Siegesgöttin, 61. fruchtbarer Wüstenstrich, 62. Gestalt aus dem Ballett „Schwanensee", 63. engl. Zahlwort, 64. islam. Männername, 65. Ansiedlung, 66. ein Finkenvogel, 67. Riese im französ. Märchen, 68. eine Schachendstellung, 69. Maßeinheit der Lautstärke, 70. Schiffssell, 71. Abflußvorrichtung, 72. Fallklotz, 73. Mädchenname (Kurzf.), 74. Musikstück mit mehrfach wiederkehrendem Thema, 75. Hinweis, 76. griech. Buchstabe, 77. svw. Gebiet, Bezirk, 78. engl. Anrede, 79. Singvogel, 80. Wettkampfbeginn, 81. Himmelskörper, 82. ein chem. Element, 83. Gemüse- und Salatpflanze (Knolle), 84. Wislanebenfluß, 85. kleine Deichschleuse, 86. altgriech. Philosophenschule, 87. die heißen Zonen beiderseits des Äquators, 88. große Tür, Einfahrt, 89. russisch: Drei, 90. italien. Männername, 91. Aschebehälter, 92. Autor des Romans „Junge Frau von 1914".



SILBENKREUZWORTRÄTSEL

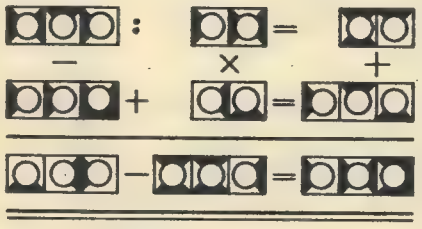
Waagerecht: 1. Ausrede, 3. Grasschneidemaschine, 6. Viereck, 7. beweglicher Verbindung zw. Unterarm und Hand (Mz.), 8. Bergbaustadt im NW Rumäniens, 10. nordafrikan. Stadt in Marokko, 13. italien. Opernkomponist des 19. Jh., 15. in der DDR entwickelte Chemiefaser, 17. Tropenfrucht, 19. Behältnis, 21. Sammelbezeichnung für die anorganischen Bestandteile der Erdrinde, 23. europ. Hauptstadt, 24. nordamerikan. Wasserfall, 25. Vorratswagen der Lokomotive.

Senkrecht: 1. Begriff beim Skatspiel, 2. Kunstwerk der Malerei, 3. Geschoß, Flugkörper, 4. deutscher Schriftsteller und Philosoph des 18. Jh., 6. Komponist der Oper „Der Barbier von Sevilla", 9. Geburtsnarbe, 11. Blasinstrument, 12. Mädchenname, 14. Schriftsteller, Dichter (Mz.), 15. Monatsname, 16. Kaffeesorte, 18. Berg in den rumän. Karpaten, 20. Astrolog Wallensteins, 22. gegerbte Tierhaut.

SCHACH

Champion: Lothar Zinn

DAMENGAMBIT (Tartakower Variante), Albrecht (SG Einheit Friesen) – Zinn (AdW), Offene Meisterschaft von Berlin, 1976: 1. d4 d5 2. Sf3 Sf6 3. c4 e6 4. Sc3 Le7 5. Lg5 h6 6. Lh4 0–0 7. e3 b6 8. cd ed 9. Ld3 Lb7 10. 0–0 Sbd7 11. Tc1 c5 12. dc bc 13. Te1 Se4 14. L:e7 D:e7 15. Lb1 S7f6 16. S:e4 de 17. Sd2 Tfd8 18. Dc2 Tac8 19. Ted1 Td5 20. Sb3 Tg5 21. Sd2 De6 22. Sf1 h5 23. Kh1 h4 24. h3 Sg4! 25. Sh2 Se5 26. Dd2 Sd3 27. L:d3 ed 28. e4 Dg6 29. f3 c4 30. Sg4 f5 31. ef T:f5 32. Te1 L:f3 33. gf T:f3 34. Te3 T:e3 35. D:e3 Dc6+ 36. Kg1 Te8 37. T:c4 d2! Weiß gab auf.



RATEN UND RECHNEN

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 1/78

Kreuzgitter. Waagerecht: Paris (15), Tabelle (51), Tantal (23), Altai (44), Kegel (6), Limit (45), Inari (24), Abel (1), Reed (18), Auater (12), Eis (43), Teig (29), Eile (35), Inge (5), Eule (21), Iran (53), Teer (56), Robe (25), Dill (42), Alt (34), Elegie (8), Atem (33), Rate (20), Pegel (55), Ralle (4), Erato (60), Miass (28), Omnium (11), Elektra (59), Altin (32).
Senkrecht: Praha (22), Rotte (50), Stil (36), Gnom (2), Takt (52), Ale (3), Ebene (30), Ellipse (57), Gier (17), Laden (54), Insel (7), Igel (49), Bredel (58), Lager (9), Tiere (13), Reibe (31), Igelit (26), Inder (37), Regel (6), Tampere (41), Etage (40), Olga (19), Beta (39), Terek (46), Alant (38), Eisen (10), Roma (48), Leim (27), Emma (14), Tor (47).

Silbenrätsel: 1. Waise, 2. Erpel, 3. Respekt, 4. Musik, 5. Idomeneo, 6. Tandem, 7. Diadem, 8. Extrakt, 9. Milan, 10. Lorelei, 11. Elemente, 12. Bregenz, 13. Efeu, 14. Natter, 15. Saline, 16. Pfirsich, 17. Ignorant. — „Wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht."

Rätselpyramide: 1. Ton, 2. Note, 3. Tenor, 4. Ornate, 5. Patrone.

Einer fehlt: Mol(k)e, Mei(l)er, Pak(e)t, Mar(o)ne, Hau(p)t, Kor(a)n, Ren(t)ner, Mau(r)er, Ach(a)t. — Kleopatra.

Raten und Rechnen:

4266	:	18	= 237
—		×	+
979	+	109	= 1088
3287	—	1962	= 1325

Buchstabentausch: Gambe, Ster, Backe, Bohle, Kram, Wand, Klippe, Lake. — Mechanik.

Umstellrätsel: Elba, Ulan, Granne, Enten, Nadel, Odem, Nora, Eins, Gran, Idol, Notar. — Eugen Onegin.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz Nr. 14) aus Heft 46/1977

Waagerecht: Gis, Nowa Huta, Aus, Opal, Lob, Stadt, Ani, Spee, Aloe, Tandem, Allan, Ree, Azur, Bk, Funken, Stare, rein, Lehrer, Go, Tip, Arom, Rat, Saar, Bar, Rt, wie, Iler, Seni, Lee, no, Tor, Gig, Don, He, Lido. Eger, Ilja, Tb, Alp, Ei, Room, Kuban, Ob, Metro, tot, Talje, Wehr, Fahne, Kio, Bois, Prolog, Flammeri, Marabus, Ufa, Nil, Mostar, Heini, Igor, Schlag, Reben, Lager, Heine.
Senkrecht: Ego, Polier, Hals, Rubel, Gas, Saal, Stern, Nandu, Hopak, Udo, Panzerkreuzer Potjomkin, Tanne, Elf, Leser, Aare, Aurora, Ethos, Kitt, Eni, Armawir, Lar, Petrograd, Arie, Ai, Balalaika, Reni, Veto, None, Goliath, Hel, Dieb, Gamma, Troika, Bon, non, Elba, Reim, Ohr, Tees, Toffee, Epilog, Romm, Forsch, Agathe, senil, Laos, Laib, Riga, Bali, Uran, Uhr, Ne, Re, Ge. — „Aus dem Funken wird die Flamme schlagen."

Es gewannen:

1. Preis:	100,— M	Debertshäuser	60 Suhl
2. Preis:	75,— M	Uwe Zeiher	8045 Dresden
3. Preis:	50,— M	Rita Redkodubski	1188 Schönefeld
4. Preis:	25,— M	Kurt Rebhan	6403 Neuhaus-Schierschnitz

EINER FEHLT

Jedem der folgenden Wörter ist ein weiterer Buchstabe als neuer Anfangsbuchstabe voranzusetzen, so daß andere Begriffe entstehen:
Raum – Ger – Egel – Angel – Lias – Orden – Meise – Akt – Mega – Ente
Die neuen Anfangsbuchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für die Grenzlinie zwischen Licht und Schatten auf einem Planeten oder Mond.

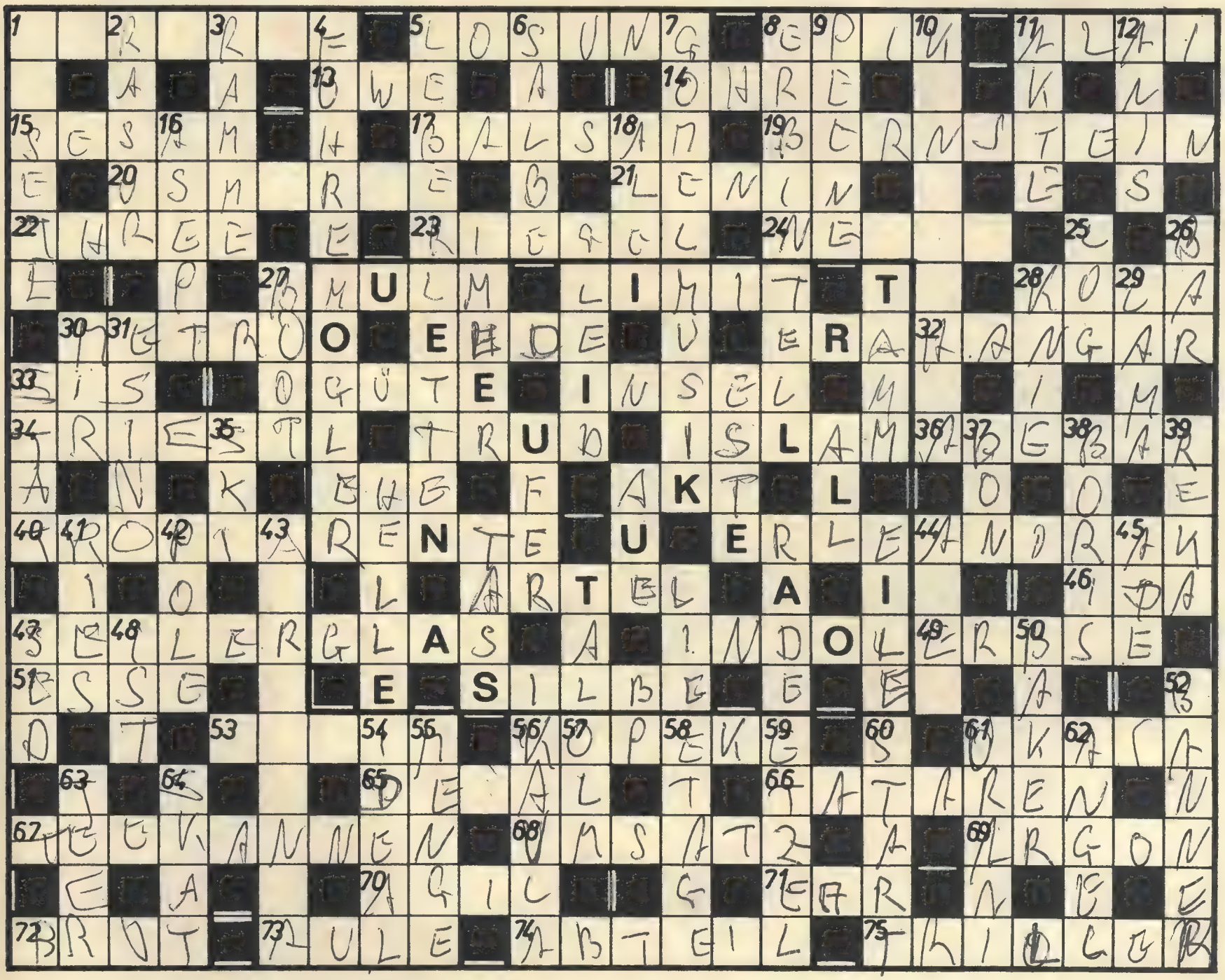
KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Stadt im Landkreis Gotha (Bez. Erfurt), 5. Parole, 8. eine der literar. Hauptgattungen, 11. Gebirge i. d. Kirgisischen SSR, 13. Männername, 14. Nebenfluß des Labe/ČSSR, 15. trop. Öl- und Faserpflanze, 17. svw. Linderung, Wohltat, 19. fossiles Harz (Schmuckstein), 20. Bewohner einer ASSR im europ. Teil der SU, 21. Name des ersten sowj. Atomeisbrechers, 22. englisch: drei, 23. Türverschluß, 24. Fluß im Bezirk Erfurt, 28. sowj. Halbinsel im NNW der RSFSR, 30. Moskauer Untergrundbahn, 32. Flugzeugschuppen, 33. Aggregatzustand des Wassers, 34. oberitalien. Provinzhauptstadt, 36. Fabelname des Storches, 40. Bezeichnung für ein in trop. Gewässern eingesetztes, für die UdSSR in der DDR in Serie gebautes Fang- und Gefrierschiff, 44. Windbluse, 46. Gebirge auf Kreta, 47. Handwerker, 49. Hülsenfrucht, 51. Rauchfang, 53. Ort im Nationalen Kreis der Chanten (östl. Uralgebiet), 56. sowj. Münzeinheit, 61. japan. Stadt auf Hondo, 65. Fluß südl. von Tbilissi/Georg. SSR, 66. Bewohner (Volk) einer ASSR im Wolgagebiet, 67. Gefäß (Mz.) für ein aromat. Getränk, 68. Gesamtabsatz von Waren, 69. ein Edelgas, 70. svw. flink, beweglich, 71. englisch: Ohr, 72. Vogelnachkommenschaft, 73. Dorfsiedlung (Mz.) der Turkvölker i. d. SU, 74. Eisenbahncoupé, 75. musikalische Verzierung.

Senkrecht: 1. Angehöriger eines iranischen Volkes im Zentralkaukasus, 2. Bartabnahme, 3. Fallklotz, 4. Wagenladung, 5. inneres Organ, 6. cremeartiges Medikament, 7. Oblasthauptstadt im SO der Beloruss. SSR, 8. Nachlaßempfängerin, 9. Fluß zur Ostsee/DDR, 10. Hafenstadt an der Wolga/Oblast Iwanowo, 11. Schriftstück, 12. Kuchengewürz, 16. in geheime Künste Eingeweihter, 18. engl. Biersorte, 25. Schiffsgeschwindigkeitsmesser, 26. Trinkstube, 27. Wasserfahrzeug, 28. Beingelenk, 29. südamerik. höckerloses Kamel, 30. russisch: Frieden, 31. italien. Fluß zur Adria, 33. Haushaltsplan, 35. Wintersportgerät, 37. sowj. Fluß zum Asowschen Meer, 38. russ. Männername, 39. jugoslaw. Fluß im Krainer Karst, 41. altes Papierzählmaß, 42. Bewohner einer europ. Volksrepublik, 43. Oblasthauptstadt i. d. Kasachischen SSR, 44. Nebenfluß des oberen Ob, 45. Abschiedsgruß, 47. Partei der DDR (Abk.), 48. Erfüllungsstand, 50. nordamerikan.-französ. Sängerin und Tänzerin (gest. 1975), 52. Fahne, Feldzeichen, 54. Vorbild, 55. ein Grundbegriff der Mathematik, 56. Ort bei Sondershausen (Bezirk Erfurt), 57. Schwanzlurch, 58. Stockwerk, 59. Hunnenkönig, 60. Rennbeginn, 61. armenisch-sowj. Schriftsteller (gest. 1964), 62. Fluß i. d. Ukrainischen SSR, 63. Destillationsprodukt der Kohle, 64. Kartenspiel.

KREUZGITTER IM KWR

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Abschnitt der Bühnenwerke, 2. das Universum, 3. Genossenschaftsform i. d. SU, 4. Industriestadt im Bezirk Karl-Marx-Stadt, 5. südniederländ. Grenzort, 6. Lebensbund, 7. Hast, 8. Nebenfluß des Arno, 9. Laubbaum, 10. Bewohner einer SSR im NW der UdSSR, 11. Trinkgefäß, 12. Qualitätsbegriff, 13. Lichtflut, 14. chem. Verbindung aus Steinkohlenteer, 15. Eiland, 16. oriental. Glaubenslehre, 17. Kammer, 18. Volk im Westen der UdSSR, 19. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 20. Preisobergrenze, 21. großes Gewässer, 22. kleiner Betrüger, 23. Humusform, 24. Tonkunst, 25. Ackerblume, 26. Ruhegeld, 27. Wortteil, 28. sowj. Schachgroßmeister, 29. sowj. Physiker (gest. 1971), 30. sowj. Nachrichtenagentur, 31. Titelgestalt b. Schiller, 32. sowj. Gewerkschaftszeitung, 33. Gewässerrand.



NIMMERKLUG IM KNIRPSENLAND

Bildroman frei nach Nikolai Nossow

von Ingeburg Kretzschmar (Text) und Horst Bartsch/Hille Blumfeldt (Zeichnungen) auf der Grundlage der im Kinderbuchverlag Berlin erschienenen Übersetzung von Lieselotte Romané.

9.

In einer fremden Stadt

So ein Ballonabsturz ist eine schlimme Sache! Zum Glück hatten ihn alle überlebt. Als Nimmerklug zu sich kam, lag er in einem fremden Bett und versank fast in den Federkissen. Er öffnete vorsichtig die Augen und blickte sich um. Auch das Zimmer war fremd.

Vor dem Fenster stand ein Tisch mit Schreibzeug. Und vor einem großen Spiegel drehten sich zwei Knirpsenmädchen. „Hast lange genug vorm Spiegel gestanden", sagte die Braunhaarige, die Libella hieß. „Wozu ist so ein Spiegel da?" fragte schnippisch die Blonde. Sie hieß Sommersprosse, probierte gerade einen Hut auf und betrachtete sich wohlgefällig.

Nimmerklug stellte sich schlafend. Die beiden Knirpsenmädchen schlichen vorsichtig an sein Bett heran. „Ein tapferer Kerl", hauchte Sommersprosse. „Kaum zu glauben, daß er mit einem Ballon geflogen ist!" flüsterte Libella. Nimmerklug gefiel es maßlos, endlich einmal bewundert zu werden. Sonst war er immer nur gescholten worden. Blinzelnd schlug er ein Auge auf. „Wachen Sie immer auf diese Art auf?" fragte Libella, „erst ein Auge und dann das andere?" Nimmerklug wollte etwas sagen, doch Sommersprosse hielt ihm den Mund zu. „Sie dürfen nicht sprechen! Sie sind sehr krank! Schön ruhig liegenbleiben. Der Doktor wird gleich kommen!"

Und wie es weitergeht, erfahrt ihr in der nächsten Nummer!

KALENDERBLÄTTER

aus sowjetischen Tageskalendern, durch FREIE WELT ergänzt

FEBRUAR

A. K. Tarassowa in einer Szene aus Gorkis „Feinden"

Morus

2. 1918 — der Rat der Volkskommissare nimmt das „Dekret über die Teilung von Kirche und Staat sowie von Kirche und Schule" an

6. 80. Geburtstag der bekannten Schauspielerin A. K. Tarassowa (1898—1973), Volkskünstlerin der UdSSR

7. 500. Geburtstag von Sir Thomas More (Morus), englischer Humanist, Philosoph und Staatsmann (1478 bis 1535). Als sein bedeutendstes Werk gilt die „Utopia" (1516), eines der ersten Dokumente des utopischen Sozialismus, in dem er u. a. die Mißstände im frühkapitalistischen England einer scharfen Kritik unterzog

9. 1918 — Bestätigung des „Grundgesetzes über die Sozialisierung des Bodens in Sowjetrußland"

14. 1918 — vor 60 Jahren wird in Sowjetrußland der neue (Gregorianische) Kalender eingeführt. Nach dem 31. 1. 1918 folgte nicht der 1. 2., sondern der 14. 2. So kam es, daß der Monat Februar 1918 um 13 Tage kürzer war. Dies machte sich im Interesse der Abschaffung des alten (Julianischen) Kalenders notwendig. Die Kalenderreform brachte den großen Vorteil der Gleichschaltung mit dem in den meisten Ländern der Erde üblichen Kalendersystem, einen Vorteil, den die rückständige Zarenherrschaft und der Klerus in Rußland lange verhindert hatten und den die junge Sowjetmacht nunmehr durchsetzte

18. 100. Geburtstag M. I. Uljanowas (1878—1937), Schwester und Kampfgefährtin von W. I. Lenin, sowjetische Partei- und Staatsfunktionärin, Journalistin

23. Tag der Sowjetarmee und der Seekriegsflotte

25. 1921 — Errichtung der Sowjetmacht in Georgien

28. Vor 125 Jahren (1853) wurde von A. I. Herzen (1812—1870) die „Freie russische Druckerei" in London gegründet. Herzen, russischer revolutionärer Demokrat, materialistischer Philosoph, Schriftsteller und Publizist, ging 1852 nach London. Er setzte sich in seinen Schriften gegen die Leibeigenschaft ein und wurde Chronist des gesellschaftlichen Lebens und des revolutionären Kampfes in Rußland und Westeuropa

M. I. Uljanowa

AUF EINEN BLICK

„Kunst als Waffe — sowjetische Filme in Deutschland 1923—1932" heißt eine Gemeinschaftsausstellung des sowjetischen Filmarchivs GOSFILMOFOND Moskau und des Staatlichen Filmarchivs der DDR. Im Zentralen Haus der DSF in Berlin zeigen vom 22. 2. bis 19. 3. Bilder, Plakate, Texte und zeitgenössische Dokumente interessante Aspekte deutsch-sowjetischer Kulturbeziehungen.

Bildmaterial: Archiv, D. Steinberg; Übersetzung: Adeline Rinas; Redaktion: Jürgen Geitner

DDR MUSIK TAGE
Berlin 3.-7. Februar 1978

Am 3. 2. beginnen in Berlin die „DDR-Musiktage 1978". Sie sind vor allem den Werken junger DDR-Komponisten gewidmet.

Eine Festwoche aus Anlaß des 25jährigen Bestehens des dortigen Deutschen Staatstheaters können die Besucher in der rumänischen Stadt Timisoara erleben. Zur Inszenierung der Sternheim-Komödie „Die Kassette" wurde Peter Förster von der Leipziger Theaterhochschule eingeladen.

Zum achten Male „Rote Lieder" in Berlin. Das Festival des politischen Liedes findet vom 13. bis 20. 2. 1978 statt. In diesem Jahre wieder dabei: die sowjetische Gruppe „Grenada" — auf unserem Bild bei einem ihrer stürmisch gefeierten Auftritte im letzten Jahr (Foto oben).

„Ich will nicht mehr Torpfosten sein" — dieser farbige Film, der die Geschichte eines Jungen erzählt, der gerne ein Held sein möchte — eröffnet am 10. 2. in Potsdam die 6. sowjetische Kinder- und Jugendfilmwoche in der DDR. Jura (Aljoscha Jerschow, 2. v. l.) stößt auf die Skepsis seiner Kameraden, warum mußte er sie auch beschwindeln?

MENSCHEN IM KONFLIKT

Hasso Laudon

Das Leben stellt den Menschen immer wieder vor außergewöhnliche Situationen. Dann können von seiner Entscheidung Hoffnung oder Enttäuschung, Freude oder Leid, Leben oder Tod abhängen. FREIE WELT schildert in einer Beitragsfolge solche Konflikte und versucht, Ursachen menschlichen Versagens oder menschlicher Stärke aufzuspüren.

Nach fünfzehn Jahren Ehe mit Jakow wird Olga die Geliebte eines anderen. Nach sechs Monaten löst sie das Verhältnis und hofft, sich ihrem Mann gegenüber zu ihrer Tat bekennend, auf gegenseitiges Verstehen . . .

— Gibt es Gründe, die Olgas Handlungsweise rechtfertigen?

— Hat sie mit ihrem Geständnis die Ehe zusätzlich belastet?

— Ist Jakows Hoffnung auf einen neuen Anfang Selbstbetrug?

Schreiben Sie uns Ihre Meinung.

Kennwort: „Menschen im Konflikt"

BORIS

Es ist vorbei. Ich weiß, daß meine Rolle die leichteste dabei ist, es immer war, in den ganzen sechs Monaten. Ich bin ihrem Mann nie begegnet. Das Bild, das ich von ihm habe, setzt sich aus dem wenigen zusammen, was sie mir über ihn erzählt hat. Merkwürdig, in keinem Augenblick hatte ich das Gefühl, ihm etwas wegzunehmen. Lag das an mir? Oder an Olga? Es war ja nicht das, was man so gemeinhin eine Zufallsbekanntschaft nennt. Nein, das war es ganz bestimmt nicht. In der ersten Zeit trafen wir uns sogar ganz offen, in einem Restaurant oder in einem Café. Daß einmal eine intime Beziehung daraus werden würde, daran hat damals sicher keiner von uns beiden gedacht. Das heißt, was mich angeht, nein, so sicher ist das wohl doch nicht. Schließlich ist Olga eine attraktive Frau.

Was suchte sie in mir, damals, als es anfing mit uns? Nein, suchen ist nicht das richtige Wort. Sie hatte einfach einen Menschen gefunden, mit dem sie reden konnte. Über sich selbst. Über die Arbeit in der Schule. Über die Kinder ihrer Klasse. Ich glaube, ich kenne inzwischen jeden einzelnen der kleinen Burschen, ohne je einen von ihnen gesehen zu haben. Und über Bücher. Ich kann mir Olga ohne ein Buch unter dem Arm gar nicht vorstellen. Über die Personen in diesen Büchern redete sie wie über lebendige Menschen. Aber sie vergaß dabei trotzdem nie, daß es sich um Literatur, um erfundene Menschen handelte. Sie fand einfach immer den Kern heraus. Ich könnte auch sagen: das Problem. Ja, das ist es. Deshalb hatte ich sie auch anfangs für ein bißchen naiv gehalten, wie man so sagt, aber das war sie ganz und gar nicht. Sie nahm die Dinge und die Menschen nur ernst und wortwörtlich, am meisten sich selbst.

Mag sein, daß dieser Aspekt mich besonders an ihr gereizt hat. Ich weiß es heute noch nicht. Dabei ist sie im Grunde ein fröhlicher, ja unbeschwerter Mensch. Bevor ich sie kannte, hätte ich es nicht für möglich gehalten, daß so etwas in einem Menschen zusammengehen kann, unbeschwerte Fröhlichkeit und nachdenklicher Ernst.

Einmal sagte ich ihr, es sei mir manchmal unverständlich, daß eine Frau wie sie ein Verhältnis mit einem anderen Mann haben könne. Sie sah mich an, und ich war betroffen von ihrem Blick, begann zu ahnen, daß ich mit diesem Satz etwas zerstört hatte. Sie glich in diesem Moment einem Menschen, der aus einem schrecklichen Irrtum erwacht. Sie sagte nichts, zog sich an und ging.

Mit keinem Wort erwähnte sie bei unserem nächsten Zusammensein diesen Vorfall. Aber sie war verändert, zog sich innerlich von mir zurück. Ja es schien, als kämpfte sie von nun an darum, unsere Beziehung auf jene Ebene zurückzubringen, auf der sie am Anfang existiert hatte, und als wüßte sie zugleich, daß das unmöglich sei.

Hat sie mich überhaupt in diesen sechs Monaten so geliebt, wie sie noch immer ihren Mann liebt? Oder war ich ihr nur Mittel zum Zweck, eine Art Lebenshilfe beim Fertigwerden mit ihren persönlichen Problemen? Wir haben selten über ihren Mann gesprochen. Eigentlich kaum. Um so mehr über ihre Ehe, das heißt über die Ehe überhaupt. Von dem Tod, der einer Ehe durch die Gewohnheit drohen kann, von der Unbedingtheit, mit der ein Partner den anderen in Besitz nehmen zu können glaubt und dem oft gleichzeitigen Unverständnis für dessen eigene, selbständige Persönlichkeit.

Wie aufmerksam und kritisch sie mir bei diesen Gesprächen zuhörte, und mit welcher Vehemenz sie dann wieder ihre eigenen Argumente vorbrachte! Ich hatte dabei immer irgendwie das Gefühl, sie kämpfe um ihre Selbständigkeit, allem und jedem gegenüber. Doch, ich glaube, sie hat mich geliebt, aber eben auf ganz andere Weise als ihren Mann. Was mich dabei bitter stimmt, ist lediglich der Gedanke, daß ich für sie nur jener Teil ihres Mannes gewesen sein könnte, der in ihm verschüttet oder nicht genügend ausgeprägt ist. Und das ist wahrhaftig keine angenehme Vorstellung.

Vielleicht bin ich gar nicht so sehr anders, als es dieser Jakow womöglich ist, habe ich sie nur in Besitz nehmen und mich in meiner Eitelkeit spiegeln wollen. Ich wollte, ich begegnete ihm doch noch einmal, irgendwann. Ihn nur sehen, wie er mit Olga und den Kindern über die Straße geht, ihnen Eis kauft . . .

JAKOW

Hätte mir irgend jemand vorher davon erzählt, ich hätte ihm wahrscheinlich nicht geglaubt. Kein Wort. Und nun kommt sie und erzählt es mir selbst. Im ersten Augenblick dachte ich . . . Nein, ich habe nichts gedacht. Mir war nur, als stürze alles über mir zusammen. Langsam fange ich an nachzudenken. Über das Warum. Über alles.

Sie hat mich betrogen. Ich will nichts wissen über diesen Kerl, das ist ihre Sache. Fünfzehn Jahre sind wir miteinander verheiratet. Zwei Kinder haben wir, eine anständige Wohnung, eine Datscha am Stadtrand, sogar ins Theater bin ich jeden Monat mit ihr gegangen, obwohl's nicht gerade mein Fall ist. Hat eben jeder seine Interessen. Also was hat ihr gefehlt? Sie ist doch nicht so eine. Das war sie nie. Hab' mir fast die Zähne ausgebissen, als ich um sie warb damals. Die und keine andere, hab' ich mir gesagt, gibt keine, die besser zu dir paßt, Jakow.

Daß in all den Jahren nicht immer alles so gelaufen ist, wie es sollte, nun ja, wo gibt es das nicht. Und daß man sich mal in die Haare kriegt — am nächsten oder übernächsten Tag tut's einem doch schon wieder leid. Als ob sie das nicht wüßte.

Nein, das war es nicht. Wegen solcher Lappalien geht eine Frau wie Olga nicht hin und findet einen anderen. Sie hat sich doch nie was leichtgemacht. Also warum dann diese — diese Entgleisung, diese unerhörte Beleidigung, die sie mir zugefügt hat? Da gibt es nichts zu rechtfertigen. Selbst wenn ich es wollte, ich besäße nicht die Kraft dazu, ich bin kein Übermensch. Aber verstehen, begreifen will ich es wenigstens.

Warum habe ich eigentlich die ganze Zeit über nichts gemerkt? Sie kann sich nicht verstellen. Oder doch? Sie, die nie lügen konnte, ohne daß man es ihr schon von weitem ansah? Wie war das im vorletzten Jahr und in dem davor oder noch weiter zurück? Ich weiß es nicht. In meiner Erinnerung war ein Jahr wie das andere. Nein, einmal gab es so was wie eine Spannung zwischen uns. Vor drei Jahren glaub' ich. Ich hatte es völlig vergessen, hab's einfach nicht wichtig genommen, aber jetzt erinnere ich mich wieder.

Olga begann merkwürdige Dinge zu reden. Völlig unmögliches Zeug. So schien es mir damals jedenfalls. Daß wir uns gegen den Alltag wehren müßten. Und gegen noch was anderes. Ich glaube, sie nannte es „Trägheit des Herzens". Sie schlug mir allen Ernstes vor, wir sollten für ein paar Tage wegfahren, allein, getrennt wohnen und uns dort wieder begegnen, als sei es das erste Mal.

So ähnlich jedenfalls. Ich fand den Vorschlag grotesk. Wir, ein zwölf Jahre verheiratetes Ehepaar, und benehmen uns, als wären wir zwanzig und steckten gerade in den Flitterwochen. Ich stellte mir vor, irgendeiner meiner Kollegen aus dem Ingenieurbüro würde uns dort

Monolog im Dreieck

sehen oder die Eltern eines der Kinder aus ihrer Klasse. Ich lachte sie aus, lachte aus vollem Halse. Aber wenn ich jetzt darüber nachdenke, ist mir, als habe sie damals so was wie ein Signal geben wollen. Und ich hab's überhört.

Was hat er ihr gegeben, dieser Kerl, was ich ihr nicht geben konnte oder vielleicht auch wollte? Nein, ganz gewiß nicht aus Gleichgültigkeit — aber aus Bequemlichkeit, das ist möglich. Das könnte ein Grund gewesen sein, aber nur einer, und er entschuldigt nichts.

Schön, sie hat Interessen, Wünsche, an denen ich manchmal verständnislos vorübergegangen bin, die ich mitunter nicht mal bemerkt habe. Da war die Sache mit dem Schüler in ihrer Klasse, der irgendwas hatte, ich weiß nicht mehr was. Man muß ihm helfen, sagte sie, und verbrachte ganze Nachmittage bei den Eltern des Jungen. Ich sah nur die Arbeit, die zu Hause liegenblieb. Oder wenn sie mal in der Schule zusammensaßen, irgendwas feierten. Mit Ehepartnern. Ich glaube, ich bin da noch nie mitgewesen. Hatte immer was Wichtigeres. Vielleicht war es sogar wirklich wichtiger. Wir haben, glaube ich — ohne es zu merken —, manche Tage kaum miteinander geredet, vom Üblichen mal abgesehen, und wenn doch, dann über Kleinkram, Alltagsärger, aber nie oder fast nie über uns selbst.

Und unser intimes Zusammensein? Vielleicht verändern sich auch hier im Laufe der Jahre die Bedürfnisse, beim einen mehr, beim anderen weniger. Das ist nun mal die Natur. Warum kann sie das nicht begreifen? Warum mußte sie deshalb zu einem anderen gehn? Sie sagt, sie liebt mich. Aber das ist das einzige, was ich weiß. Und daß ich sie ebenfalls liebe. Noch immer. Manchmal klingt mir das selber verrückt. Aber kann es denn nicht sein, daß das jetzt ein neuer Anfang für uns ist? Für uns beide. Ich weiß nicht, woher ich diese Hoffnung nehme. Aus Fehlern lernt man, heißt es. Ich versuche es. Nur eines, eines werde ich nie können — vergessen ...

OLGA

Mir ist leichter zumute jetzt, obwohl nichts leichter geworden ist. Im Gegenteil. Aber ich mußte es ihm sagen, denn wenn mich etwas niedergedrückt hat in den letzten Monaten, dann war es die Lüge, die ich mit mir herumtrug. Sie überschattete selbst die schönsten Stunden mit Boris.

Ich kann nichts zurücknehmen davon, und ich will es auch nicht. Dieses halbe Jahr war ein Stück meines Lebens, dessen Inhalt ich selbst frei von jedem äußeren Zwang bestimmen konnte. Ich weiß, nicht wenige würden statt dieser Gedanken lieber etwas anderes erwarten, Reue vielleicht oder das Eingeständnis, daß ich zerknirscht zu Jakow zurückgekehrt bin. Ich bin nicht zu ihm zurückgekehrt. Ich habe ihn nie verlassen. Andererseits würde ich lügen, wollte ich sagen, meine Beziehung zu Boris hätte nichts mit meiner Ehe zu tun gehabt.

Gibt es das etwa nicht, daß eine Frau nachts plötzlich aufwacht und das Gefühl hat, neben einem Fremden zu liegen, neben einem Fremden, der aber zugleich auch ihr Mann ist, nach dessen Zärtlichkeit sie sich sehnt? Daß ihr mit einemmal so etwas wie eine Art Leere bewußt wird, die begonnen hat, sich in ihrer Ehe auszubreiten?

Nein, ich versuche nicht, mich zu rechtfertigen. Ich versuche nur, mich zu verstehen, zu begreifen, wie ich, die einmal zu jenen gehörte, die jede Form von Ehebruch kompromißlos verurteilen, die Beziehung zu einem anderen Mann finden konnte. Ist es nicht seltsam, daß mein Gefühl für Jakow in diesen Monaten mit Boris wieder intensiver wurde, als es in den letzten Jahren davor gewesen war? Ich wollte Jakow nicht betrügen. Aber bei Boris fand ich manches, was **er** mir nicht geben konnte. Das Verständnis für Dinge, die mir teuer sind, **ihn** aber völlig gleichgültig ließen. Auch Zärtlichkeit. Warum soll ich es nicht sagen. Es fiel mir schwer in dieser Zeit, Jakows ohnehin nur auf die Wochenenden beschränkten Zärtlichkeiten zu ertragen. Nicht weil ich sie ablehnte. Im Gegenteil. Aber ich fühlte mich schuldig vor ihm ... Es war ein Teufelskreis, und ich hätte eher reden müssen. Auch auf die Gefahr hin, daß er mich anschreien, mich nicht verstehen würde. Kann man in so einer Situation von dem anderen überhaupt Verständnis verlangen?

Es gab eine größere Gefahr, und vielleicht wird Jakow mir eines Tages wenigstens darin zustimmen, die Gefahr, daß unsere Ehe ein „lebender Leichnam" geworden wäre, und wir hätten es vielleicht nicht einmal bemerkt, hätten nebeneinander her gelebt und es immer weiter für ein Miteinander gehalten.

Vielleicht war ich nicht stark genug, mit ihm gemeinsam dieser Gefahr zu begegnen, denn ohne Zweifel hätte ich, so wie die Dinge lagen, die längere Ausdauer haben müssen. Ich liebe Jakow. Ich liebe ihn noch immer. Habe ich versagt? Habe ich egoistisch nur mich selbst gesehen? Aber andererseits kann der Sinn einer Ehe doch nicht darin bestehen, daß der eine dem anderen zuliebe nach und nach einen wesentlichen Teil jener Dinge aufgibt, die seine Persönlichkeit ausmachen?

Ich bin sicher, daß ich den Weg, den ich gegangen bin, nicht noch einmal gehen werde. Die Wunde, die ich Jakow zugefügt habe, wird lange brauchen, ehe sie sich wieder schließt, und sie schmerzt mich wie ihn. Vielleicht haben wir dennoch beide etwas gelernt ...

★

Der Beitrag stützt sich auf eine Veröffentlichung in der Zeitschrift „Literaturnaja gaseta".
Foto: FW-Archiv

Die genannten Personen sind nicht mit denen auf dem Foto identisch.

rudolfio

Erzählung
von Valentin Rasputin

Fortsetzung von Seite 35

In letzter Zeit spricht sie viel von Ihnen. Doch ich ...“
Sie stockte verlegen, und er merkte, daß es ihr schwerfiel, danach zu fragen, wonach sie als Mutter unbedingt fragen mußte.
„Seien Sie unbesorgt“, sagte er. „Zwischen Io und mir besteht die allerbeste Freundschaft, aus der nie etwas Schlechtes wird.“
„Natürlich, natürlich“, stieß sie hastig und verwirrt hervor. „Aber Io ist ein eigensinniges Mädchen. Sie hört überhaupt nicht auf uns. Wenn Sie doch Einfluß auf sie nehmen könnten ... Verstehen Sie, ich habe Angst. Sie ist in einem Alter, wo man Angst haben muß, sie könnte irgendwelche Dummheiten machen. Mich beunruhigt auch, daß sie unter ihren Klassenkameradinnen, überhaupt unter ihren Altersgefährten, keine einzige Freundin hat.“
„Das ist schlecht.“
„Gewiß. Mir scheint, Sie haben Einfluß auf sie.“
„Ich rede mit ihr“, versprach er. „Io ist ein gutes Mädchen, ich glaube, Sie machen sich unnütz Sorgen.“
„Ich weiß nicht.“
„Auf Wiedersehen, ich spreche mit ihr. Alles wird gut.“
Er beschloß, sie sofort, ohne Aufschub anzurufen, zumal seine Frau nicht zu Hause war.
„Rudolfio!“ Die Freude war ihr anzumerken. „Was bist du für ein Prachtkerl, daß du anrufst, Rudolfio, ich habe schon wieder geweint.“
„So oft zu weinen ist nicht gut“, tadelte er.
„Schuld an allem hat ‚Der kleine Prinz‘. Er tut mir so leid. Nicht wahr, er weilte auf unserer Erde?“
„Ich glaube schon.“
„Ich glaube es auch. Wir wußten es nur nicht. Das ist doch schlimm. Und wäre Exupéry nicht gewesen, hätten wir es nie erfahren. Nicht von ungefähr hat er genauso einen schönen Namen wie du und ich.“
„Ja.“
„Gut, daß er ein kleiner Prinz geblieben ist. Schrecklich, wäre er einmal ein ganz gewöhnlicher Mensch geworden. Wir haben genug davon.“
„Ich weiß nicht.“
„Dafür weiß ich es genau.“
„Hast du ‚Wind, Sand und Sterne‘ gelesen?“
„Ich habe alles gelesen, Rudolfio, ich glaube, Exupéry ist ein sehr kluger Schriftsteller. Es wird einen ganz unheimlich davon, wie klug er ist. Und herzensgut. Entsinnst du dich: Bark wird freigekauft, er bekommt Geld, und er nimmt es, um Schuhe für die Kinder zu kaufen, und selbst bleibt er arm.“
„Ja“, sagt er. „Und denk an Bonnaffous, der die Araber überfiel und ausraubte? Sie haßten ihn und liebten ihn zugleich.“
„Denn ohne ihn schien ihnen die Wüste alltäglich, er aber machte sie gefährlich und romantisch.“
„Du bist ein Prachtmädel, wenn du all das verstehst.“
„Rudolfio ...“. Sie schwieg.
„Ich höre“, brachte er sich in Erinnerung.
Sie gab keine Antwort.
„Rudolfio“, sagte er erregt, ohne zu wissen warum. „Komm jetzt zu mir, ich bin allein.“
Sie blickte sich um, ging zum Sessel und setzte sich.
„Warum bist du so still?“ fragte er. „Ist sie wirklich nicht zu Hause?“
„Meine Frau?“
„Nun ja.“
„Nein.“
„Sie ist eine Trulle.“
„Was?“
„Ein Trulle ist sie.“
„Wo hast du das Wort her?“
„Aus der großen russischen Sprache, die hat nichts Treffenderes für sie.“
„Io, das geht zu weit.“
„Nicht Io, sondern Rudolfio.“
„Ach so, ja.“
„Ich habe vor kurzem angerufen und bin an sie geraten. Weißt du, was sie zu mir gesagt hat? Wenn du, sagt sie, wegen der Wasserbehälter anrufst, frag lieber den Lehrer. Ich glaube, sie ist eifersüchtig auf mich.“
„Das glaube ich nicht.“
„Rudolfio, stimmt es, daß ich hübscher bin als sie? Ich habe noch alles vor mir, bin noch nicht ausgereift.“
Er lächelte und nickte.
„Siehst du. Ich meine, es ist Zeit für dich, sich von ihr zu trennen.“
„Red keinen Unsinn“, unterbrach er sie. „Ich erlaube dir ziemlich viel.“
„Aus Liebe, ja?“
„Nein, aus Freundschaft.“
Sie schien zusammenzuschrumpfen.
„Wie heißt sie?“
„Wer, meine Frau?“
„Naja.“
„Klawa.“
„Der einzig richtige Name für sie.“
Er wurde böse:
„Hör auf.“
Sie erhob sich, schloß für einen Augenblick die Augen und sagte:
„Rudolfio, ich bin nicht normal, entschuldige, ich wollte nicht ...“
„Fang bloß nicht an zu heulen“, warnte er.
„Ich werd schon nicht.“
Sie trat zurück und wandte sich dem Fenster zu.
„Rudolfio“, sagte sie, „verbleiben wir so: Ich war heute nicht bei dir und habe nichts von alledem gesagt. Gut?“
„Ja.“
„Bilde dir ein, ich hätte mich am Telefon von dir verabschiedet.“
Sie ging.
Fünf Minuten später läutete das Telefon.
„Auf Wiedersehen, Rudolfio.“
„Auf Wiedersehen.“
Er wartete, doch sie legte auf.
Sie rief nicht mehr an, und er sah sie lange nicht, weil er wieder weggefahren und erst im Mai zurückgekommen war, als auf der Sonnenwaage der Zeiger des Sommers endgültig zu ungunsten des Frühlings ausgeschlagen hatte. Er hatte viel zu tun. Sobald er an sie dachte, nahm er sich vor, sie anzurufen: Ich spreche morgen mit ihr, übermorgen ... Er verschob es von einem Tag auf den andern und sprach überhaupt nicht mit ihr. Sie trafen sich zufällig in der Straßenbahn. Er erblickte sie zuerst und drängte sich hastig zwischen den Menschen durch, aus Angst, sie könnte vielleicht an einer anderen Haltestelle aussteigen. Sie stieg nicht aus, und er ertappte sich dabei, daß seine Freude darüber größer war, als es ihren freundschaftlichen Beziehungen zukam.
„Guten Tag, Io“, sagte er und berührte mit der Hand ihre Schulter.
Sie drehte sich erschrocken um, erkannte ihn und nickte freudig-verlegen.
„Nicht Io, sondern Rudolfio“, korrigierte sie ihn wie früher. „Wir sind doch noch Freunde, nicht wahr?“
„Selbstverständlich, Rudolfio.“
„Du warst fort?“
„Ja.“
„Ich habe einmal angerufen. Du warst nicht zu Hause.“
„Ich bin schon eine ganze Woche wieder hier.“
Die Straßenbahn war überfüllt, und sie wurden ununterbrochen geschubst. Sie mußten ganz dicht aneinanderrücken, ihr Kopf berührte sein Kinn. Während sie zu ihm aufschaute und er sich, um sie verstehen zu können, zu ihr hinunterbeugte, mußten sie zur Seite blicken.
„Rudolfio, möchtest du, daß ich dir etwas sage?“ fragte sie.
„Natürlich möchte ich.“
Sie hob ihr Gesicht an seins, so daß er beinahe geblinzelt hätte.
„Ohne dich, Rudolfio, langweile ich mich.“
„Du bist ein Dummerchen.“
„Ich weiß.“ Sie seufzte. „Aber mir steht nun mal nicht der Sinn nach irgendwelchen Bengels, ich brauche sie absolut nicht.“
Die Straßenbahn hielt, und sie stiegen aus.
„Du marschierst zu deiner Klawa?“ fragte sie.
„Nein, wir gehen ein Stückchen spazieren.“
Sie bogen ein zum Fluß, dorthin, wo das Ödland begann, sie liefen ohne Weg und Steg, sprangen über Erdhügel und Müllhaufen, und er nahm sie bei der Hand und half ihr über die Sandwälle hinweg.
Sie schwieg. Er fühlte, daß sich ihrer, genau wie seiner, Erregung bemächtigt hatte, große, tosende, unbändige Erregung.
Sie schlenderten zur Steilküste hinüber und hielten sich immer noch bei den Händen, blickten auf den Fluß, und irgendwohin jenseits des Flusses, und erneut auf den Fluß.
„Rudolfio“, sagte sie, das Schweigen brechend, „mich hat noch nie ein Mann geküßt.“
Er beugte sich hinunter und küßte sie auf die Wange.
„Auf den Mund“, bat sie.
„Auf den Mund küßt man nur den, den man am liebsten von allen hat“, stieß er gequält hervor.
„Und ich?“
Sie bebte, und er erschrak. Im nächsten Augenblick begriff er, er fühlte es nicht, er begriff es, daß sie ihn schlug, ihn ohrfeigte und davonrannte, den Weg zurück, über das Ödland, über Müllhaufen, durch Erregung und Erwartung.
Er aber stand reglos und sah sie fortlaufen, wagte nicht einmal, sie zu rufen, wagte nicht, ihr nachzueilen und sie einzuholen. Er stand noch lange, leer, voller Haß auf sie. Das war am Sonnabend gewesen. Am Sonntagmorgen rief ihn ihre Mutter an.
„Rudolfio, entschuldigen Sie bitte, ich habe Sie wahrscheinlich geweckt ...“
Ihre Stimme klang wirr und zitterte.
„Ich höre“, sagte er.
„Rudolfio, Io hat heute nicht zu Hause übernachtet.“
Er hätte antworten müssen, doch er blieb stumm.
„Wir sind verzweifelt, wir wissen nicht, was wir unternehmen sollen. Das ist das erste Mal.“
„Beruhigen Sie sich erst einmal“, sagte er schließlich. „Vermutlich hat sie bei einer Freundin übernachtet.“
„Ich weiß nicht ...“
„Das wird wohl am wahrscheinlichsten sein. Wenn sie in zwei Stunden nicht da ist, werden wir sie suchen. Beruhigen Sie sich. Ich rufe Sie in zwei Stunden an.“
Er ließ den Hörer sinken, gedankenverloren, und befahl sich: Beruhige du dich auch, bestimmt hat sie bei einer Freundin übernachtet. Doch er konnte sich nicht beruhigen. Im Gegenteil, er merkte, daß seine Nerven nicht mehr mitmachten. Um auf andere Gedanken zu kommen, verkroch er sich in die Abstellkammer und wühlte pfeifend zwischen seinen alten Schulbüchern herum. Sein Algebrabuch war verschwunden. Er suchte es und lenkte sich dadurch ein bißchen ab. Das Telefon schwieg geheimnisvoll. Rudolf schloß hinter sich die Tür und blätterte in dem Buch. Das war's: Wenn man aus einem Wasserbehälter im Verlaufe von zwei Stunden Wasser in einen anderen Behälter pumpt ...
Das Telefon läutete:
„Sie ist da.“ Die Mutter verlor die Beherrschung und fing an zu weinen.
Er stand und lauschte.
„Rudolfio, kommen Sie bitte zu uns.“
Sie brach von neuem in Tränen aus und sagte:
„Mit ihr muß etwas geschehen sein.“
Ohne auf Erlaubnis zu warten, zog er seinen Mantel aus. Die Mutter wies mit der Hand auf die Tür zu Ios Zimmer.
Sie saß mit untergeschlagenen Beinen auf dem Bett und wippte vor und zurück, starrte unverwandt zum Fenster hinaus.
„Rudolfio“, rief er.
Sie drehte sich wortlos zu ihm um.
„Rudolfio!“
„Hör auf“, verlangte sie und runzelte die Stirn. „Was bist du für ein Rudolfio? Du bist der allergewöhnlichste Rudolf. Der allergewöhnlichste, verstanden?“
Der Hieb saß, und der Schmerz erfaßte im gleichen Augenblick seinen Körper. Dennoch zwang er sich zu bleiben. Er trat ans Fenster und lehnte sich gegen das Fensterbrett. Unaufhörlich wippte sie vor und zurück. Ihr Blick glitt starr an ihm vorüber, und die Sprungfedern des Bettes quietschten leise unter ihr.
„Na gut“, gab er ihr recht. „Aber sag wenigstens, wo du warst.“
„Scher dich zum Teufel!“ antwortete sie erschöpft.
Er nickte. Im Korridor nahm er seinen Mantel vom Garderobenhaken, und ohne auf die stummen Fragen ihrer Mutter zu antworten, lief er die Treppe hinunter und scherte sich zum Teufel.
Der Sonntag war gerade erst angebrochen, Passanten gab es wenig auf der Straße, niemand hielt ihn auf. Er wanderte über das Ödland, hinunter zum Ufer, und mit einemmal durchzuckte ihn die Frage: Wohin weiter?

Ins Deutsche übertragen von Gisela Frankenberg
Illustration: Karl Fischer

„Mond-sichtige"

Fast alle Eilenburger Kinder sind Mondsichtige. Ein Phänomen? Auf dem Mansberg am Rande der Stadt wirkt ein Magnet: die Eilenburger Volks- und Schulsternwarte „Juri Gagarin".

Da verfolgen die Elfjährigen unter nachtschwarzem „Kunst-Himmel" des Planetariums Sonnen- und Sternenlauf, erfahren von Martin Müller, Lehrer für Mathematik, Physik und Astronomie an der Sternwarte, hochinteressante Dinge:

– daß die Venus zum Beispiel eine wahre Gluthölle ist, an deren Oberfläche 500 Hitzegrade lodern,

– daß Jupiter, tausendmal größer als unser Planet Erde, sich nicht nur von einem, sondern gleich 13 Monden umkreisen läßt (der letzte wurde erst vor drei Jahren entdeckt),

– daß der „Star" unter den Sternen, der schöne Saturn, eine so geringe Dichte hat, daß er wie eine Holzkugel auf dem Wasser schwimmen könnte.

Das Spannendste jedoch ist die Beobachtung der Satelliten. Warum Raumforschung wichtig ist? Da trumpfen die Kinder auf: geologische und meteorologische Erkundungen, Erkenntnisse für die Medizin, Neuentwicklungen der Technik. Beispiele? Auch das. Raumsonden überwachen beispielsweise seit Jahren Indiens Ernte, geben über günstige Aussaat- und Erntetermine Auskunft. Sojus 22 hat schon mehr als 100 Millionen Rubel Nutzen gebracht. Heute wirken über 2500 künstliche Himmelskörper als hochqualifizierte Kundschafter des Menschen im Weltall . . .

Zwanzig Jahre ist es her, da stand der heutige Leiter der Sternwarte, Edgar Otto jr. (Foto rechts), mit Feldstecher und kleinem sowjetischen Beobachtungsgerät auf freiem Feld und harrte des ersten Sputniks, der durch ein Telegramm aus Moskau zu einer bestimmten Stunde über Eilenburg angekündigt war: „Dann zog ein kleiner heller Punkt über den Himmel, pünktlich und gewissenhaft, wie es sein ‚Fahrplan' vorschrieb. – Seither beschäftigen wir uns hier hauptsächlich und intensiv mit der Satellitenbeobachtung. Von 1957 bis Ende Februar 1977 haben wir 10 230 Satellitenpositionen vermessen. Grundlage der Vermessungstätigkeit aller Stationen in der DDR sind die vom sowjetischen Rechenzentrum ‚Cosmos Moskau' versandten Ephemeridentelegramme. Da haben wir eines vom 15. Mai 1977: Interkosmos 14 wird 21.24 Uhr Weltzeit von uns zu beobachten sein. Es folgen die genauen Koordinaten. Noch in der Nacht ging dann unsere telegrafische Rückmeldung nach Moskau."

Anhand von Bahnstörungen der Satelliten kann man auf Störungen der Atmosphäre, der Hemisphäre, auf die Sonnenaktivität schließen. – Der Informationsaustausch mit dem Moskauer Zentrum steht täglich im Programm. Außerdem gibt es seit Jahren engen, auch persönlichen Kontakt zu einem der größten sowjetischen Observatorien auf der Krim.

Das transportable Beobachtungsgerät aus dem Jahre 1957 mutet heute recht bescheiden an, moderne wissenschaftliche Geräte haben es in den Hintergrund gedrängt. Mit dem Fernrohr kann man jeden Punkt des Himmels um das 350fache vergrößern, im Planetarium ist jede Stellung der Gestirne nachvollziehbar. Neben einem 21-cm-Spiegelteleskop und einem 15-cm-Refraktor gibt es eine Vielzahl kleiner Geräte für Schüler-Beobachtungen.

„Dem Piepsen des allerersten Sputniks haben's unsere Schüler zu verdanken, daß seit 1959 das interessante Fach Astronomie gelehrt wird. Anfangs war's ein Problem – gab es doch nicht einen einzigen Astronomie-Lehrer." So bekam auch die Eilenburger Sternwarte den Auftrag, Physik- und Mathematiklehrer „astronomisch" auszubilden. Heute beschäftigen sich die abenteuerlustigen Schüler der 5. und 6. Klassen mit bemannter Weltraumfahrt und ihrem Wegbereiter Juri Gagarin. Die zwei Jahre älteren beobachten Satelliten. Und in den Jugendweihestunden erfuhren die jungen Eilenburger etwas über die Geschichte der sowjetischen Raumfahrt. In der 10. Klasse wird den Mädchen und Jungen der Sternenhimmel mit Planetariumsbesuchen „schmackhaft" gemacht.

Am Ballontheodoliten treffen wir Gerald Weigel und Uwe Mahlke. Im Rahmen ihrer wissenschaftlich-praktischen Arbeit haben sie den Auftrag, die Einwirkung der Sonnenaktivität auf die Bahn der Satelliten festzustellen. Gerald: „Besonders wertvoll ist für uns, daß wir hier mit Methoden der wissenschaftlichen Arbeit vertraut gemacht werden. Nebenbei vertiefen wir unsere Kenntnisse in Mathe und Physik und können das, was wir im Schulunterricht erfahren, praktisch sinnvoll anwenden."

Am späten Nachmittag trifft sich – wie alle 14 Tage – die Arbeitsgemeinschaft Astronomie, ein gutes Dutzend Zwölfjähriger, die mit dem Sternatlas so umzugehen verstehen wie mit dem normalen Schulatlas. Warum hat sich beispielsweise Petra gerade für diese Arbeitsgemeinschaft entschieden? „Astronomie schien mir interessanter als Nadelarbeit, Brandschutzhelfer oder Junger Sanitäter. Ich habe schon viele Bücher über Astronomie." Ines sinniert darüber, ob und in welchen Formen es Leben auf anderen Planeten geben könnte, Jörg interessiert sich für die Gletscherforschung aus dem All. Einig sind sie sich in ihrem Wunsch: einmal einen neuen Stern entdecken!

Text: Karin Kopp; Fotos: Herbert Fiebig

Gelesen, **gesehen,** gehört ...

Feurig, tragisch, pittoresk

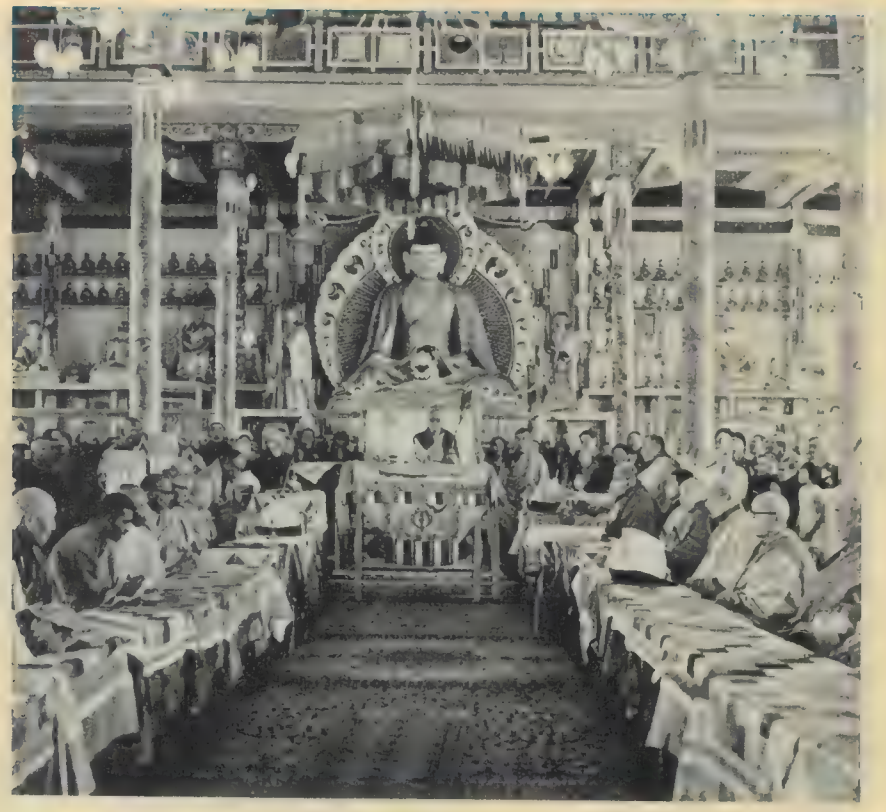
Verwegene Reiter, wunderschöne Pferde, malerische Landschaften, farbenprächtige Kostüme, temperamentvolle Lieder und Tänze — das alles sah ich in dem sowjetischen Film „Das Zigeunerlager zieht in den Himmel". Die Geschichte von der Zigeunerin Rada und dem Pferdedieb Loiko Sobar hat mich gefangengenommen. Doch was ist das für eine grausame Liebe, die so tragisch enden muß!

Lucie Tauscher, Karl-Marx-Stadt

Dieser Film nach der Gorki-Novelle „Makar Tschudra" entstand unter der Regie von Emil Lotjanu, die Zigeunerin spielt Swetlana Toma. Er wurde während des VI. Festivals des sowjetischen Kino- und Fernsehfilms in der DDR vorgestellt.

Liebe Leser! Welche Kunstwerke — Bücher, Bilder, Theaterstücke, Musikaufführungen — stimmten Sie in den vergangenen Monaten froh oder nachdenklich? Welche riefen Ihren Widerspruch hervor? Bitte, schreiben Sie uns Ihre ganz persönliche Kunstkritik!

Ihr Leserforum



Während des Festgottesdienstes anläßlich des siebenten Kongresses der sowjetischen Buddhisten. Bildmitte: Bandido Chambo-Lama.

Liebe FREIE WELT!
Mit Interesse las ich das „Interview im Leserauftrag" mit dem Patriarchen von Moskau und ganz Rußland, Pimen, über das Friedenswirken der russsich-orthodoxen Kirche (Heft 46/1977). Gesagt wird darin, daß die anderen Religionsgemeinschaften in der UdSSR sich ebenfalls aktiv am Friedenskampf beteiligen. Gibt es dazu aktuelle Beispiele?

Monika Lange, Greifswald

An alle Menschen guten Willens

Im Iwolginsker Dazan (Tempel), in der Nähe von Ulan-Ude, der Hauptstadt der Burjatischen Autonomen Sowjetrepublik (siehe FW-Sonderheft „Völkerschaften", 26/1976), tagte der siebente Kongreß der sowjetischen Buddhisten. Zum Vorsitzenden der geistlichen Leitung der Buddhisten der UdSSR wurde Bandido Chambo-Lama Shambal-Dorshi Gombojew wiedergewählt. Er ist Träger der Medaille des Weltfriedensrates „Für Festigung der Freundschaft zwischen den Völkern" und des sowjetischen Ordens der Völkerfreundschaft. Während des Festgottesdienstes anläßlich des Kongresses wurde von den Gläubigen ein Aufruf der Delegierten dieses religiösen Forums an alle Nachfolger der Lehre Buddhas und an alle Menschen guten Willens angenommen. Darin erklären die Buddhisten der UdSSR ihre Bereitschaft, auch weiterhin den Kampf um Frieden und Freundschaft zwischen den Völkern zu unterstützen. Es werden alle Menschen aufgerufen, unabhängig von ihrer Überzeugung und ihrer Stellung zur Religion, die Handlungen der Gegner der internationalen Entspannung und der Anhänger des Neokolonialismus zu verurteilen.

Wo führt das hin?

Mir gefällt es, daß FREIE WELT (45/1977) in dem Artikel „Der einzelne und sein ‚Freiraum'" auf die beschämenden Ausfälle von Offiziersschülern der Bonner Bundeswehr gegen Menschen jüdischer Rasse hinweist. Solche, den Menschen entwürdigenden Exzesse sind bei uns undenkbar. Unsere sozialistische Jugend wird im Geiste des Humanismus, zur Achtung der Würde des Menschen erzogen. Doch wer das Schulbildungssystem und speziell den Geschichtsunterricht in der BRD kennt, der wundert sich über nichts mehr. Wie verheerend sich solch. eine Erziehung auswirkt, wissen wir noch aus der Zeit des Faschismus.

A. Haeberle, Cottbus

Lehrstoff per Post

An der Schwelle des Jahres stehend, hält man gern Rückschau. Seit fünfzehn Monaten schreibe ich mich mit meinen drei sowjetischen Freundinnen, deren Anschriften ich in Ihrer Zeitschrift unter „Wer schreibt uns?" fand. Viel Wissenswertes habe ich nun in der letzten Zeit über das weite schöne Land und seine Menschen erfahren. Große Freude machten meinen sowjetischen Briefpartnerinnen die von mir in unserer DFD-Gruppe angefertigten kunstvollen Handarbeiten.

Lisbeth Krause, Brandenburg

Von Piroggen und Rührkuchen

Wilhelm Pieck war vor uns da

Für uns war es Auszeichnung und Verpflichtung, im 60. Jahr des Roten Oktober mit der Studentenbrigade nach Kislowodsk zu fahren. Stellvertretend für viele freundschaftliche Begegnungen mit sowjetischen Menschen soll hier ein Erlebnis stehen, das uns sehr bewegte. Auf einer Straße mitten in dem herrlichen Kurort Kislowodsk befand sich unsere Baustelle. Mit Preßlufthammer, Spitzhacke und Schaufel sollten wir dem kaukasischen Felsen zu Leibe rücken, um einen Graben für Fernheizungsrohre auszuheben. Jeden Tag schauten uns einige Bewohner mit Interesse zu. So trafen wir auch mit Boris Andrejewitsch Doroschenko zusammen, der im Haus gegenüber wohnte. Es begann damit, daß er uns von seinem Fenster aus mit Äpfeln, Paprika und Tomaten versorgte. Das war der Anfang einer Art von Arbeiterversorgung, wie wir sie noch nicht erlebt hatten. Fast jeden Tag brachte er uns etwas zum Frühstück, meist Obst, aber auch Milch, frische Piroggen oder Brötchen. Sogar einen großen Rührkuchen hatte seine Frau für uns gebacken. Selbstverständlich haben wir uns viel unterhalten, wollten wir doch die Motive seiner Freigebigkeit her-

Leserfoto

FREIE WELT veröffentlichte in Heft 1/78 die Reportage über Dombai „Lebensrettungsspiel". Hier gibt es Konkurrenz für unseren Bildreporter: WERNER LOHSE, DRESDEN, war selbst an diesem schönen Fleckchen Erde und schickte uns sein Dombai-Foto.

Wie viele Sportler, Gäste, Journalisten und Touristen werden 1980 zu den Olympischen Spielen in Moskau erwartet?
Brigitte Seifert, Gießmannsdorf Nr. 9

Moskau rechnet etwa mit 12 000 Sportlern und Betreuern aus über 120 Ländern. Dazu gehören 3500 Schiedsrichter, 3000 Delegierte der internationalen Sportkongresse. Es werden mehr als 850 Ehrengäste und 7400 Vertreter der Massenmedien, einschließlich des technischen Personals, zur Olympiade kommen. Zu rechnen ist außerdem mit 300 000 ausländischen Touristen und bestimmt ebensoviel einheimischen Gästen.

Wer schreibt uns?

Achtung! Achtung! Zehn Anschriften von Mädchen aus der DDR werden von sowjetischen Schülerinnen gesucht. Tonja Bujankina, 433326 UdSSR, Uljanowskaja obl., Uljanowski r-on, s. Tetjuschskoje, ul. Kalinina d. 70, kw. 11, leitet die Post weiter.

– Nina Grischina, 23 Jahre alt, 601550 UdSSR, Gus-Chrustalny, ul. Murawjowa-Apostola 11-15, wünscht Briefwechsel in russisch

– Figuna Elzbieta, 15 Jahre alt, VR Polen, 47-263 Lukawice, ul. Kalejowo 8, woj. Opole. Interessiert sich für Sport und Tourismus, sammelt Abzeichen und Postkarten mit Stadtansichten.

Liebenswerte Eisprinzessin

Der Bericht von Irina Rodnina (FW 45/77–1/78) über Arbeit und Erfolg in ihrem Sportlerleben ist äußerst spannend und interessant. Anschaulich erzählt sie von ihren Problemen des Zusammenfindens mit dem Partner, von ihren Empfindungen und Kämpfen. Wieviel Können, Mut, Kampfeswille und Hingabe steckt in dieser kleinen Person mit der liebenswerten Ausstrahlung. Vielen Dank für diesen ausführlichen Bericht.

H. Lehmann, Frankfurt (Oder)

Leser-forum

PREISFRAGE Heft 2/78

Welchen Betrag gibt die Sowjetunion im gegenwärtigen Fünfjahrplan für den Umweltschutz aus?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. **1 × 50,– M** sind zu gewinnen! Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung Heft 4/1978.
Ihre Postkarte (mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort) schicken Sie an: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 91 (Briefe werden nicht gewertet). Einsendeschluß: 8. Februar 1978.
Auflösung Heft 47/1977 – im letzten Heft des vorigen Jahres waren **100,– Mark** ausgeschrieben –: Rosemarie Ackermann. Wir gratulieren **Heike Wendlandt aus Werder (Havel).**

Redaktion: Heidi Mäder; Fotos: Progress, W. Matwijewski; Reproduktion: Dr. Witlof Vollstädt

ausbekommen. Äußerer Anlaß war eine Ähnlichkeit seines Sohnes mit mir. Ihm gefielen unser Schwung und das Vorgehen bei der Arbeit. Er erzählte, daß er sich als Kommunist schon immer mit den deutschen Kommunisten verbunden fühlte. Diese Verbundenheit hat ihren Ursprung in einer Begegnung mit Wilhelm Pieck im Dezember 1935 in dem Milchwerk, in dem er arbeitete. Wilhelm Pieck war damals zur Erholung nach Kislowodsk gekommen. Voller Stolz zeigte uns Boris Andrejewitsch ein Foto von dieser Begegnung im Milchwerk. Wir durften es reproduzieren. Boris Andrejewitsch hat noch bis zu seiner Pensionierung in diesem Betrieb als Ökonomischer Direktor gearbeitet. Bei uns tauchte eines Tages der stellvertretende Direktor dieses Milchkombinats auf und erklärte, daß sein Betrieb einen Beitrag zur Festigung der Freundschaft zwischen unseren Völkern leisten wolle: Wir sollten uns jeden Tag einen Behälter mit 18 Beuteln Milch abholen. Wer die Hitze des kaukasischen Sommers kennt, weiß, was das für uns bedeutete.

An unserem letzten Arbeitstag wurden wir zu einem Gespräch und einem Festessen ins Milchkombinat eingeladen, dessen Gast Wilhelm Pieck vor 43 Jahren war.

Dr. Witlof Vollstädt, Dresden

1935. Besuch im Milchwerk von Kislowodsk (Wilhelm Pieck 4. von links vorn)

Es liegt schon ein Weilchen zurück, daß FW über die Schnelle Medizinische Hilfe in Leningrad berichtete (H. 19/77 „Brückenschlag"). Unser Leser ERNST-LUDWIG DITTMER, Berlin, erlebte sie während einer Reise selbst:

In einem der 400 Wagen der SMH, die rund um die Uhr im Einsatz sind, wurde ich im vergangenen Jahr aus dem Hotel „Leningrad" ins Hospital gebracht. Das kam so: Nach dem Besuch der Ermitage sind wir sehr müde und entschließen uns nach dem Abendbrot, auf dem Zimmer zu bleiben. Plötzlich wird mir schlecht, mein Herz macht gewaltige Sprünge. Das reichliche Essen? Die vielen Eindrücke? Nur gut, daß Herz auf russisch ähnlich klingt, dadurch kann sich meine Frau der Fluraufsicht schnell verständlich machen.

Unser Dankeschön an die SMH in Leningrad

Nach kurzer Zeit erscheinen im Zimmer drei weißgekleidete Männer. Ein junger Arzt untersucht mich und sagt: „Ins Hospital." Der gelblichweiße Wagen jagt durch die Straßen. Ich friere. Fürsorglich wird mir noch eine Decke übergelegt. Bereits um Mitternacht bin ich nach eingehender Untersuchung in einem Dreibettzimmer des Krankenhauses untergebracht. Dank der großartigen Betreuung kann ich nach einigen Tagen mit meiner Familie die Reise fortsetzen.

Tango, und immer wieder

Es war nicht zu überhören, sie stritten sich. Laut und mit aller Schärfe. Nach einer guten Viertelstunde wurde der Streit leiser, ging in ein Gespräch über, und schließlich verließen die beiden, erfrischt wie nach einem reinigenden Gewitter, die Garderobe ... Irina Moissejewa und Andrej Minenkow, beide 22 Jahre alt, beide in Moskau geboren, beide seit dem 1. Juni 1976 miteinander verheiratet, gehen in die entscheidenden Wettbewerbe der Saison als Favoriten. Sind deshalb die Nerven so angegriffen?

„Nein", sagt Andrej Minenkow, „die Spannung kommt von innen. Das ist wie Lampenfieber. So kurz vor Saisonbeginn stehen wir unter Hochdruck. Für die sportliche Leistung ist das gut, für den häuslichen Frieden nicht immer. Wir warten beide mit Ungeduld auf den ersten Saisonstart. Der wirkt wie eine Erlösung."

Irina Moissejewa und Andrej Minenkow kennen sich seit dem sechsten Lebensjahr. Beide kommen aus der eiskunstlaufenden Kinderabteilung des Moskauer Pionierpalastes. Seit 1968 nun tanzen sie gemeinsam übers Eis. Den erfolgbringenden Rhythmus allerdings fanden sie erst später, in den Jahren 1973/74. Vizeweltmeister, olympische Silbermedaillen-Gewinner, Weltmeister ... Der Erfolg flog ihnen zu, aber er fiel ihnen nicht in den Schoß. Der Weg zum Sport ist für viele junge Menschen schnell gefunden. Die Erfolgreichen, die großen Vorbilder, sie regen dazu an, es auch einmal zu versuchen. Wenn sich dann aber der erste Muskelkater einstellt, das erste moralische Tief am Horizont heraufzieht, wenn es sich zeigt, daß der Weg bis zum strahlenden Ruhm eines Weltmeisters sehr weit und beschwerlich ist, dann heißt der Sieger allzuoft Bequemlichkeit. Auch Irina und Andrej mußten durch die Niederungen der Mißerfolge. Als Einzelläufer standen beide sogar vor dem endgültigen Aus. Andrej Minenkow sagt das unumwunden. Doch da war ein Trainer, der ihnen

Siegerpose: Die ersten nationalen Erfolge kamen in den Jahren 1969/70.

Ihr Anfang: Moissejewa/Minenkow, die ersten beiden in der langen Reihe der Talente.

Tango...

Wenig war zu sehen vom bezaubernden Lächeln der Irina Moissejewa, von der bekannten Ausstrahlung des Alexej Minenkow ... Kurz vor Beginn der „Eiszeit" war alles nur noch Spannung. Unter den einfühlsamen Tangoklängen aus den Lautsprechern des Kristallpalastes im Moskauer Lushniki-Park absolvierten die Weltmeister im Eistanz ihre Pflicht. Aber nichts lief zusammen. Er beschuldigte sie, sie blickte ihn entsprechend an. Dann begannen sie von neuem. Tango! Und immer wieder Tango. Bis die Trainerin Tarassowa die beiden zwecks Beruhigung der Nerven entnervt vom Eise schickte. Diesen Moment nutzten FREIE WELT-Reporter Bernd Siegmund (Text) und Ernst-Ludwig Bach (Foto), um Irina Moissejewa und Andrej Minenkow näher kennenzulernen.

riet, es gemeinsam mit dem Eistanzen zu versuchen. Ihm waren Irina Moissejewa und Andrej Minenkow während des Trainings durch ihr ausgeprägtes Bewegungs- und Rhythmusgefühl aufgefallen. Und auch von der Statur her schienen ihm die beiden wie geschaffen für ein schwungvolles Tänzchen übers Eis. Irina Moissejewa und Andrej Minenkow packten die Gelegenheit beim Schopfe.

Doch was für eine Konkurrenz stand im eigenen Land: Mit Ljudmila Pachomowa und Alexander Gorschkow saß ein Paar auf dem Eistanz-Thron, welches nur mit der goldenen Elle gemessen wurde. Die beiden warfen national und international einen so langen Schatten, daß die gesamte Konkurrenz darin verschwand. Mit ihren temporeichen Kürvorträgen setzten Pachomowa/Gorschkow ständig neue Glanzpunkte.

Daß die früher so oft belächelten Tänzer mit ihrer Disziplin heute auf der Höhe des Leistungssports sind, ist solchen Paaren zu verdanken wie den Pragern Eva und Pawei Roman, den Engländern Towler/Ford und eben Ljudmila Pachomowa/Alexander Gorschkow. Wahrscheinlich sind die beiden sogar die eigentlichen Geburtshelfer der neuen olympischen Disziplin Eistanz, die 1976 in Innsbruck das Licht der Welt erblickte. Mit einer Goldmedaille im Gepäck traten die beiden nach den Olympischen Spielen von der Eistanzbühne ab. Doch es blieb keine Lücke. Mit den Silbermedaillengewinnern Moissejewa/Minenkow präsentierte der sowjetische Sport Nachfolger gleicher Güte.

Schweben übers Eis, das war in der Tat die passende Disziplin für Irina Moissejewa und Andrej Minenkow. Hier konnten sie ihre Stärken ausspielen: Harmonie und Ausdruckskraft, Einfühlungsvermögen und Originalität... Die beiden wurden beim Eistanzen schnell ein Paar. Den Taktstock für Tango, Walzer oder Samba aber, den nahm Andrej in die Hand. Er führt. Im Leben wie auf dem Eis. Welche Charaktereigenschaften schätzt Irina besonders an ihrem Ehemann?

„Vor allem seine Ehrlichkeit und seine Energie. Aber Andrej hat auch weniger angenehme Züge. Er ist manchmal hart, ja überhart. Gegen sich selbst und gegen andere."

Und Andrej, der sehr aufmerksam zugehört hat, was hält er von Irina? — Nach kurzem Überlegen: „Ira ist sehr schön, fleißig, nicht ohne Ehrgeiz und voller Vertrauen. Doch als Frau ist sie manchmal launisch."

Die beiden kennen ihre Schwächen so gut wie ihre Stärken, bekämpfen die einen, fördern die anderen. Leicht ist das nicht immer...

Wir sitzen in der Wohnung der Eistanz-Weltmeister bei Tee und Gebäck. Das Gespräch dreht sich seit geraumer Zeit nicht mehr nur um den Sport. Irina, Studentin am Institut für Körperkultur, erzählt, daß ihr eigentlicher Berufswunsch Medizin hieß. Genau wie die Mutter wollte sie Frauenärztin werden. Andrej, der jetzt das dritte Jahr an der Fachschule für Radiotechnik studiert, widmet seine wenige freie Zeit den Schallplatten und Tonbändern. Klassik, Pop, Operette... „Ich gebe mich ganz der Stimmung hin, doch was immer ich auch höre, in meinem Hinterkopf erscheinen dazu Schrittkombinationen, lange, elegante Schwünge", sagt er. Und setzt hinzu: „Schade ist, daß wir für gute Bücher so wenig Zeit haben." — „Oh, das stimmt nicht", entgegnet Ira mit einem feinen ironischen Unterton, „ich habe gerade eines gelesen. Und Du solltest das auch unbedingt tun. ‚Die Schwierigkeiten des Glücks — Liebe und junge Ehe' heißt es. Ich habe diese wunderbaren Zeilen die ganze Nacht hindurch gelesen..."

Sprach's, lächelte fein und verschwand in der Küche. Junge Liebe... Von der Spannung, die während des Trainings herrschte, war nichts zu spüren. Jetzt waren beide gelöst und gingen aus sich heraus. Sie sprachen auch offen über Probleme, die so ein Weltmeistertitel mit sich bringt. „Das ist eine große moralische Last", sagt Andrej, „und manchmal sind wir ihr noch nicht gewachsen. Man wird plötzlich ein Vorbild für jüngere und ist selbst noch nicht viel älter. Der Erfolg ist immer auch eine Bürde. Und nicht nur im sportlichen Wettkampf. Das Privatleben leidet genauso darunter. Wir haben es eigentlich nicht gern, im Mittelpunkt zu stehen. Nun haben wir uns daran gewöhnt und freuen uns über jede Aufmerksamkeit. Wir geben auch gern Autogramme, wenn die Bitte in netter Form geschieht. Das ist der Preis der Popularität."

Der Preis des Erfolges aber heißt Willensstärke und vorbildliche Trainingsmoral. Irina Moissejewa und Andrej Minenkow laufen seit dem Jahr 1968 unter den Fittichen ihrer Trainerin Tatjana Tarassowa, bei der auch Irina Rodnina und Alexander Saizew trainieren. Tatjana Tarassowa verlangt viel. Ihre Maßstäbe sind hoch. Und notfalls setzt sie diese mit eiserner Hand durch. Doch das ist nur die eine Hälfte der Wahrheit. Die andere steuert Andrej Minenkow bei: „Es besteht nicht die Gefahr, daß Tatjana Tarassowa die Sportlerpersönlichkeit unterdrückt. Sie ist streng, aber nicht nachtragend. Sie sprüht vor neuen Ideen, aber läßt uns auch unseren eigenen Kopf. Wir sind Freunde. Auch im persönlichen Leben."

Irina Moissejewa und Andrej Minenkow wissen, was sie machen. Sie trainieren mit Verstand, mit Köpfchen. Und das ist nun einmal die Grundbedingung für jeden, der Hochleistungen erzielen will. Denn auch der Nachwuchs schläft nicht. Die Sowjetunion hat eine lange Tradition im Eistanz, und selbst amtierende Weltmeister stehen heute nicht mehr auf einem unantastbaren Sockel. Doch wie die gerade beginnende Saison beweist, sind Irina Moissejewa und Andrej Minenkow gut gewappnet für den nationalen und internationalen Ansturm auf ihren Thron. Bei Wettkämpfen in Odessa jedenfalls setzten sie sich mit höchsten Noten gegen die Konkurrenz durch.

Kosmische Stafette

„Steigt endlich um, Kinder!" rief Juri Romanenko, der erste Kommandant von Salut 6, in sein Mikrofon. Diese Aufforderung galt den zwei Neuankömmlingen. Ungeduldig warteten er und Bordingenieur Georgi Gretschko an der Umsteigesektion auf die Besatzung von Sojus 27, die an ihr Himmelslabor angekoppelt hatte und sich nur noch drei Meter von ihnen entfernt hinter der hermetisch abdichtenden Trennwand befand. Dann öffneten sie die kreisrunde Luke, und Wladimir Dshanibekow und Oleg Makarow schwebten zur ersten Umarmung herein. Sie brachten Post von zu Hause, Proviant und Forschungsbehälter mit. Dann stießen die Männer mit Kirschsaft in Tuben auf ihr gelungenes Weltall-Rendezvous an. Hoch über der verschneiten sibirischen Tundra. Das geschah am 11. Januar 1978 nachmittags nach drei Uhr. Millionen Fernsehzuschauer erlebten die Direktübertragung von diesem denkwürdigen Ereignis, wie es unsere Monitorfotos (links) zeigen.

Juri Romanenko und Georgi Gretschko hatten nach über einem Monat kosmischen Aufenthalts Besuch und Hilfe für die Forschungsarbeiten erhalten. Fünf Tage blieben die Gäste an Bord, dann kehrten sie mit dem Raumschiff, das Romanenko und Gretschko zur Station gebracht hatte, zur Erde zurück. Zwei Tage später begann die Stammbesatzung von Salut 6 ein neues Experiment. Mit einer weiterentwickelten Multispektralkamera aus Jena setzten sie das 1976 beim Sojus-22-Flug begonnene Erderkundungsprogramm fort.

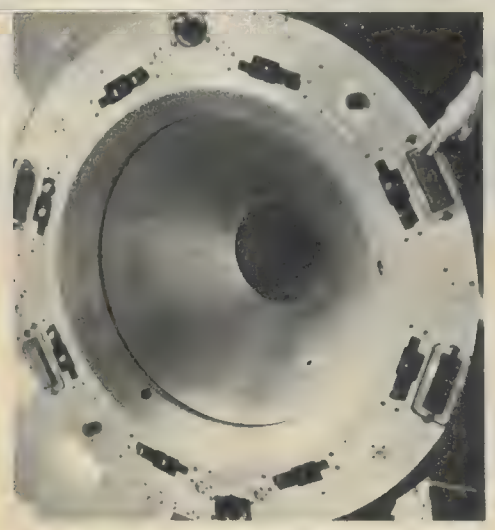
Das Kosmos-Experiment der UdSSR leitet eine neue Etappe in der bemannten Raumfahrt ein. Die Salut-Station ermöglicht durch ihre beiden Kupplungsaggregate den Pendelverkehr zwischen Erde und Orbit, den Aufbau größerer Außenstationen, den nahtlosen Schichtwechsel der Besatzungen ohne Zeitverlust und schließlich eine längere Einsatzdauer der Raumstation durch die Übernahme neuer Geräte und neuen Proviants mittels Transportschiffen. Für das Weltraumlabor Salut 6 wurde die in der DDR gebaute Multispektralkamera MKF 6 zur MKF 6 M modifiziert, um ein reibungsloses Funktionieren in Außenstationen bei Langzeitflügen zu gewährleisten.

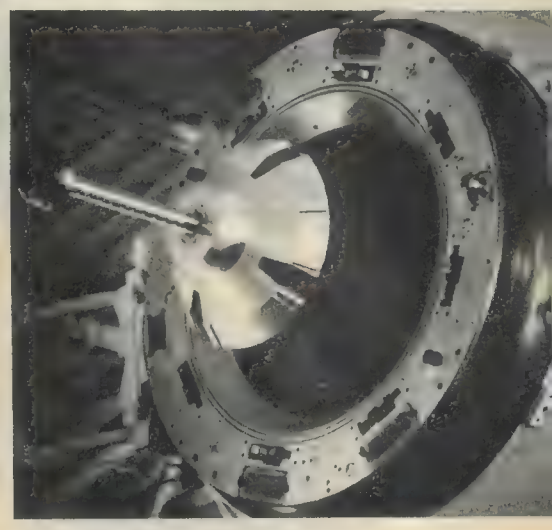
Das erste große Raumflug-Unternehmen im dritten Raumfahrt-Jahrzehnt wird die Entwicklung der Kosmonautik der sozialistischen Länder maßgeblich beeinflussen. Es ist ein entscheidender Schritt getan, die Kosmosforschung durch die Inbetriebnahme von Außenstationen, in denen auch internationale Besatzungen arbeiten werden, noch stärker in den Dienst der sozialistischen Volkswirtschaft zu stellen.

Das erste kosmische Quartett, gebildet aus den Besatzungen von Sojus 26 und Sojus 27, löste ein Schlüsselproblem der Kosmonautik. Juri Romanenko und Georgi Gretschko beweisen mit ihrer mehrwöchigen Expedition, daß mit Salut 6 Kosmonauten neue Dauerflugrekorde aufstellen können.

Dr. Georgi Gretschko, der studierte Schiffbauer aus Leningrad, ging mit einem Raumschiff zum zweiten Mal auf eine kosmische Weltreise. Mit ihm sprach FREIE WELT, als er sich auf seinen zweiten Start vorzubereiten begann.

Kamen mit dem zweiten Raumschiff zu Salut 6: Sojus 27-Kommandant Wladimir Dshanibekow (vorn) und Bordingenieur Dr. Oleg Makarow.





Das kosmische Quartett wurde möglich durch zwei Sojus-Kopplungsstutzen (rechts) und zwei Salut-Kopplungstrichter (links).

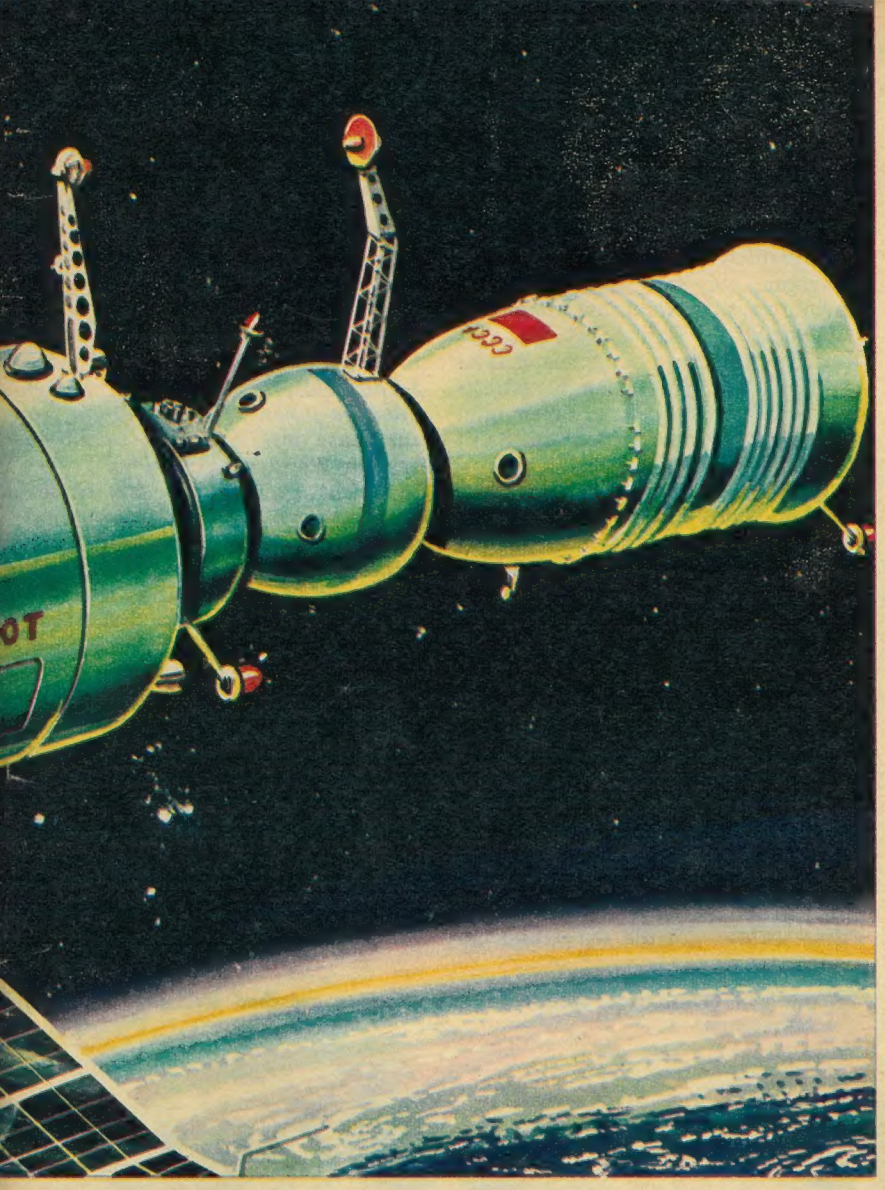
Richteten sich für viele Wochen in Salut 6 ein: Kommandant Juri Romanenko (links) und Bordingenieur Dr. Georgi Gretschko.

Eine neue Generation von Raumfahrzeugen: Salut 6 mit zwei Kopplungsaggregaten für Sojus-Transportraumschiffe. Ein Raumflugsystem von über 30 Tonnen Masse für Langzeitflüge und einen nahtlosen Besatzungswechsel (Zeichnung oben).

Bald neue Arbeit für Potsdamer Akademieinstitut: Prof. Kautzleben und seine Mitarbeiter werden neue Multispektralaufnahmen aus dem All auswerten, diesmal mit der verbesserten Jenaer MKF 6 M von Bord der Orbitalstation Salut 6 aufgenommen (Bild links).

Eine neue Generation von Skaphandern: Sie gehören zur Bordausrüstung von Salut 6 und ermöglichen den Ausstieg in den freien Weltraum, erleichtern die Arbeit durch größere Bewegungsfreiheit. Juri Romanenko und Georgi Gretschko arbeiteten bereits 1½ Stunden in diesen Skaphandern und überprüften den Kopplungsmechanismus (Bild rechts).

Der große Trumpf der Weltall-Fotografie: Ein Bild aus dem All kann über 3500 Luftbilder ersetzen. Von Raumschiffen, Satelliten und Orbitalstationen aus erfaßt die Kamera mit jeder Aufnahme um ein vielfaches größere Flächen als ein Luftbild-Flugzeug (Zeichnung rechts).



Kosmische Stafette

Vor einem Jahr saßen wir mit den Bordingenieuren der Orbitalstation Salut 4 in der Wohnung des Kosmonauten Witali Sewastjanow zusammen und sprachen mit ihnen über ihre Raumflugerlebnisse und Zukunftspläne. Wir unterhielten uns mit dem „Hausherrn", der zwei Monate an Bord der Station gelebt hatte, und mit Dr. Georgi Gretschko, der noch vor Sewastjanow als erster Bordingenieur einen Monat lang in Salut 4 gearbeitet hat. Während wir Auszüge aus diesem Gespräch drucken, befindet sich Georgi Gretschko auf seiner zweiten Weltall-Reise, und es hat den Anschein, daß es eine der längsten Expeditionen in der Geschichte der Raumfahrt wird. Eine der aufregendsten und erregendsten ist sie bereits geworden.

. . . ich will nicht einfach zwischen Automaten sitzen

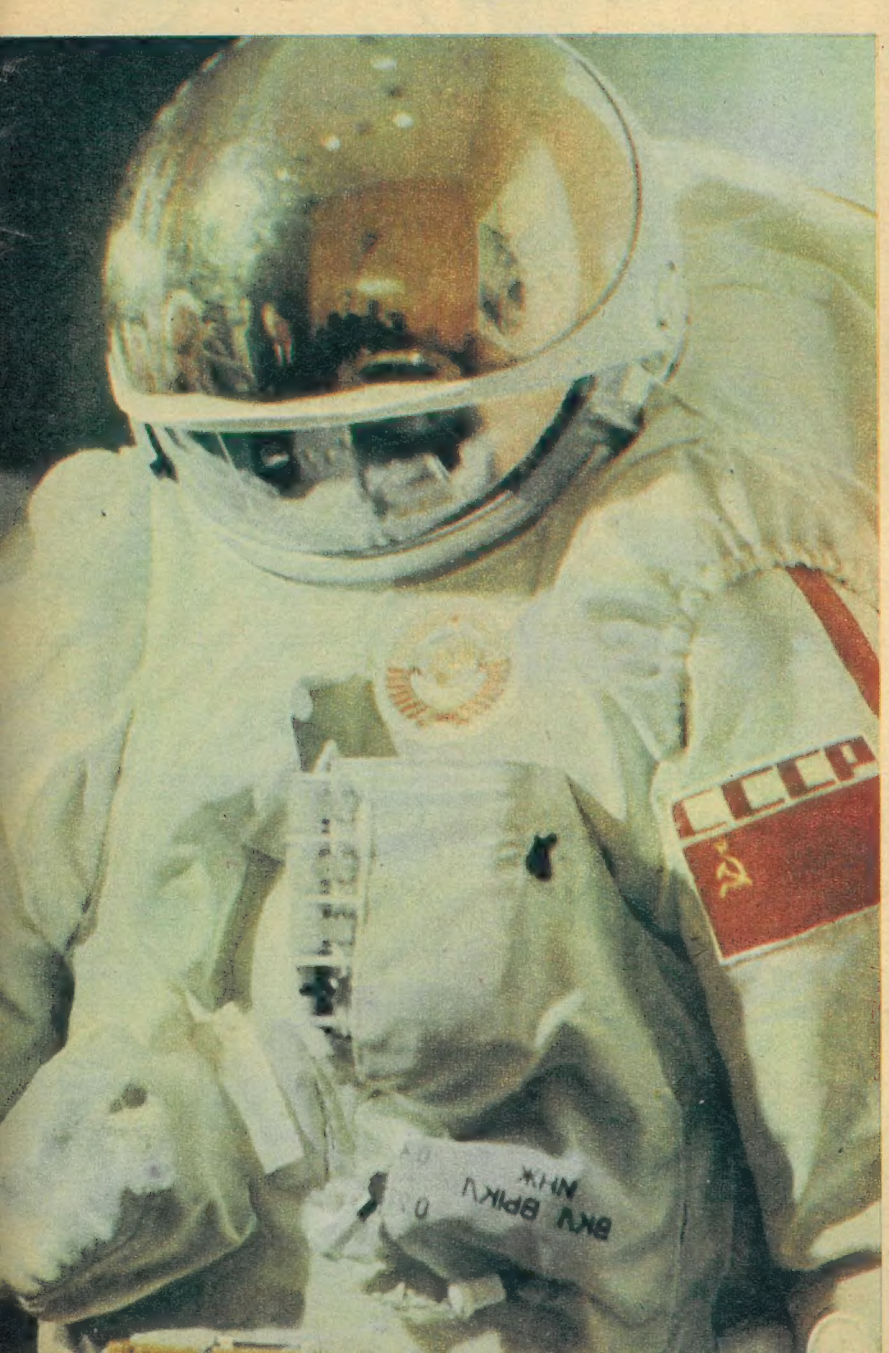
FREIE WELT: Langzeitflüge in Orbitalstationen sind das erklärte Ziel aller Kosmonauten. Wo liegt heute die äußerste Grenze für den Aufenthalt des Menschen in der Schwerelosigkeit?

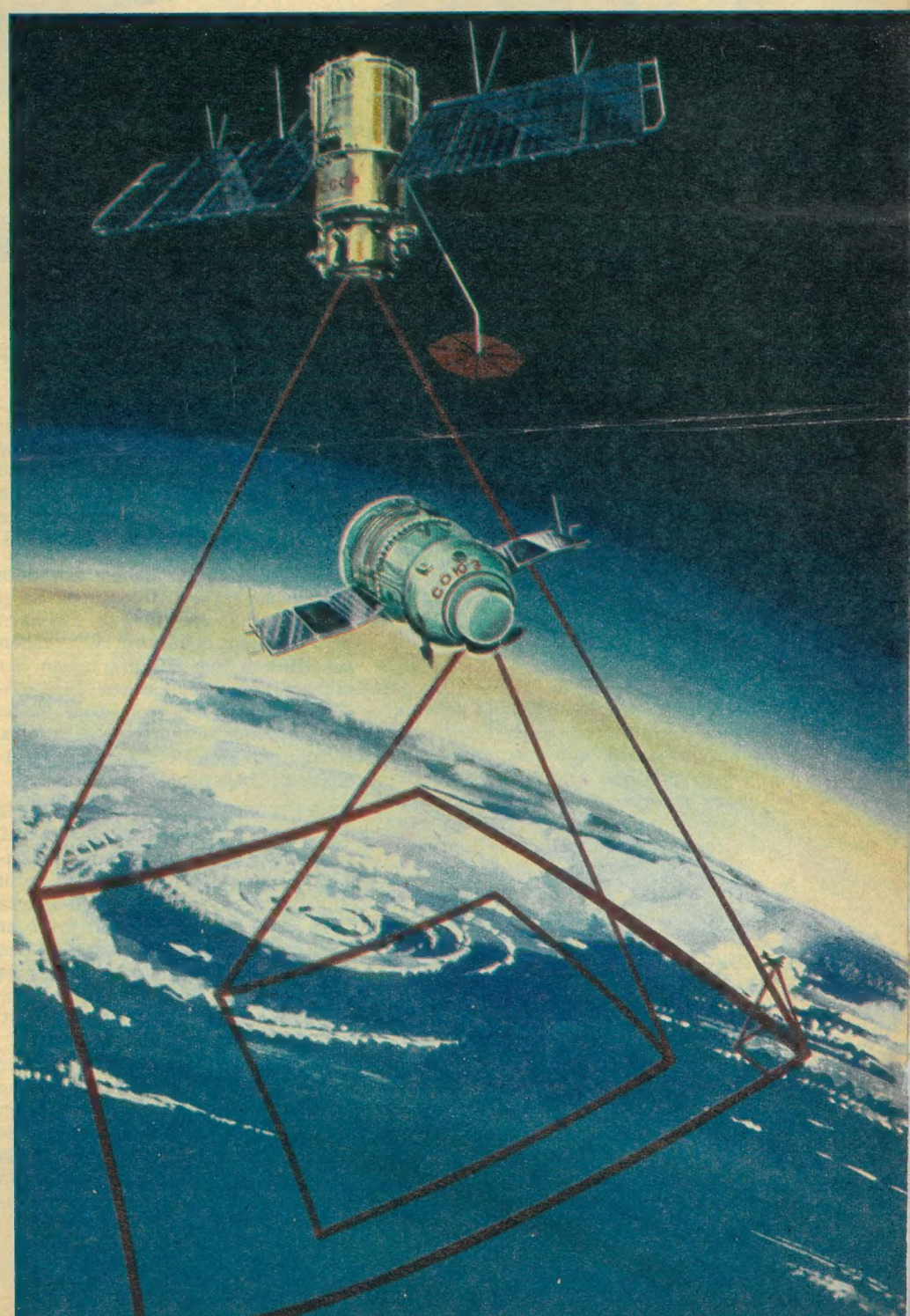
GEORGI GRETSCHKO: Wo die Zeitgrenze liegt, ist noch ein Rätsel. Nach einem Monat in Salut 4 fühlte ich mich so wohl, daß ich noch etliche Wochen ohne Schwierigkeiten hätte weiterarbeiten können. Aber leider sah es das Programm nicht so vor. Mit den Programmen ist es sowieso eine besondere Sache. Einige Monate sind nach unserer Erfahrung und den Forschungen der Mediziner heute schon eine realistische Zeitspanne für einen bemannten Raumflug. Durch neue Trainingsmethoden ist es schon leichter geworden, sich an die Schwerelosigkeit zu gewöhnen. Schwieriger ist es nach wie vor, sich nach langen Flügen wieder auf der Erde zurechtzufinden. Es muß noch etwas erfunden werden, damit man nach der Landung schneller wieder richtig das Laufen lernt. Einige Erfolge gibt es schon auf diesem Gebiet, denn Witali und ich konnten schon kurz nach der Landung wieder normal gehen.

FREIE WELT: Verlangen Dauerflüge nicht einen irdischen Komfort im Orbit?

GEORGI GRETSCHKO: Schon beim Entwurf der Standardgestaltung sprechen wir ein entscheidendes Wort mit. Das geht nicht ohne heftigen Meinungsstreit ab. Es gibt soviele Ansichten wie es Ingenieure.

Fortsetzung Seite 54





Vergleichen ihre Eintragungen in den Bordbüchern: Georgi Gretschko und Witali Sewastjanow.

Psychologen und Kosmonauten gibt. Und auch soviel Geschmacksrichtungen. Vorteilhaft ist, wenn wir Bord-Ingenieure selbst Konstrukteure der Raumflugtechnik sind. Ausschlaggebend ist das von den Aufgaben und der Vernunft diktierte notwendige Maß.

FREIE WELT: Und die individuelle Note?

GEORGI GRETSCHKO: Man einigt sich nach ingenieur-psychologischen Erkenntnissen auf die Farbgestaltung und die Anordnung der Geräte. Individuell ist da nur die Ausrüstung, die für den eigenen Flug erforderlich ist. Beim Proviant geht man dagegen ganz vom persönlichen Geschmack aus. Hauptsache, die Kalorien und Vitamine stimmen.

FREIE WELT: Aber wenig Platz für den persönlichen Geschmack? Der typische „Labor-Effekt"?

GEORGI GRETSCHKO: Wo gibt es denn schon in einem modernen Labor auf der Erde Wohnstubengemütlichkeit? Weltall-Fahrzeuge sind erst recht keine Ausflugsdampfer. Hier muß sinnvoll der Platz genutzt werden, um einerseits möglichst viele Forschungsapparaturen zu installieren und andererseits der Besatzung die bestmöglichen Arbeits- und Lebensbedingungen zu sichern. Im Vergleich zu den ersten Raumschiffen ist Salut allerdings ein Luxushotel.

FREIE WELT: Sie haben sich doch als eigener Innenarchitekt von Salut betätigt und die Wände zwischen den Geräten dekoriert. Wir sahen auf Bildern aus Salut 4 neben der griffbereiten Handkamera für Erdaufnahmen — Grafiken. Und neben den Navigationskarten — Fotos. Richtet sich jede Besatzung der Orbitalstation neu ein?

GEORGI GRETSCHKO: Jeder nimmt ins Transportraumschiff etwas mit, was ihn in der Station an sein Zuhause erinnert. Jeder findet in Salut ein Plätzchen für seine persönliche Note. Das ist psychologisch sehr wichtig. Ich will nicht zwischen den Geräten und Automaten sitzen, ohne den Blick auf etwas richten zu können, was mir sehr vertraut ist und heimische Wärme ausstrahlt. Wenn man es so sagen kann, ich war mein eigener Innenarchitekt. Meine Söhne wählten für mich den „Maltschisch-Kibaltschisch" aus, eine der bekanntesten Grafiken von Nadja Ruschewa. Ich entschied mich für ein Foto von Wladimir Komarow. Zwischen beiden besteht ein enger Zusammenhang. Der „Maltschisch-Kibaltschisch" ist ein Held aus der Literatur, der sein Leben für die Revolution gab, Komarow setzte sein Leben für die Raumfahrt ein. Er kam bei der Erprobung des Raumschifftyps um, an dessen Konstruktion wir mitgearbeitet haben und mit dem wir inzwischen zu Salut fliegen.

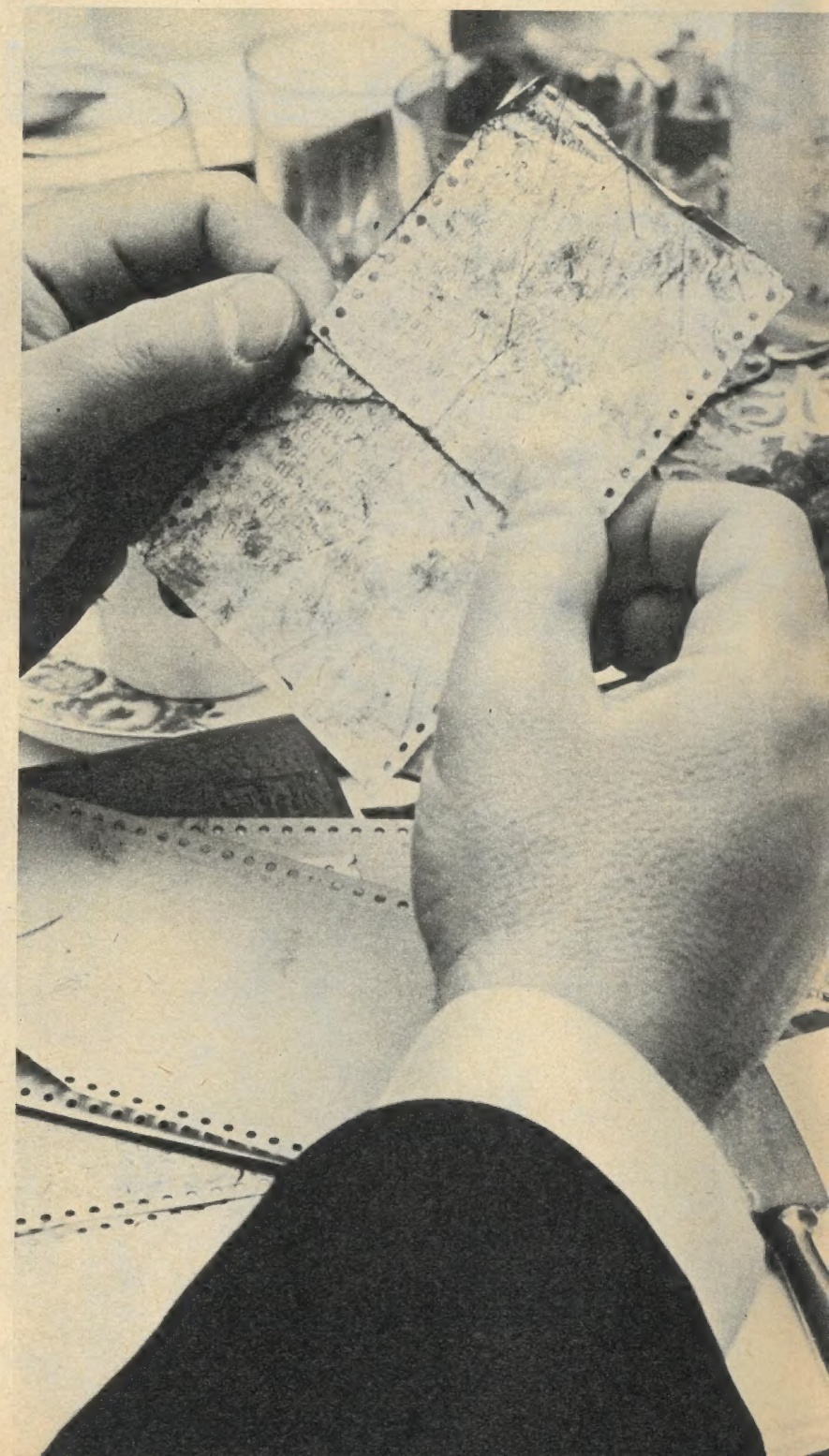
PS: Georgi Gretschko und sein Kommandant Juri Romanenko hoffen jetzt, daß sie nach ihrem Dauerflug in Salut 6 nach der Rückkehr auf die Erde sehr rasch wieder das Laufen lernen. In der neuen Orbitalstation sind Geräte wie für eine kleine Turnhalle verstaut. Damit wappnen sie sich gegen die Folgen der Schwerelosigkeit.

Und Georgi Gretschko kann den Zuwachs an Komfort am besten ermessen. Eine Dusche ist jetzt an Bord. Keine Morgentoilette mehr mit feuchten Tüchern, wie beim ersten Mal. Für die Freizeit haben sie ein eigenes Farbfernsehprogramm. Die Filme wählte sich die Besatzung vor dem Start zu ihrem Langzeitflug selbst aus. Georgi Gretschko hat auch vor sechs Wochen die Innenwände von Salut 6 nach seinem persönlichen Geschmack dekoriert. Wladimir Dshanibekow und Oleg Makarow, die mit Sojus 27 zu einem 5-Tage-Besuch zu Salut 6 kamen, brachten ihnen Briefe und Fotos von zu Hause mit, die neue Blickfänge an den Wänden schufen.
Vielleicht gehören zu den persönlichen Dingen, die Dr. Gretschko mitnahm, auch jene Fernschreibbänder seines ersten Fluges, die er mir schmunzelnd zeigte. Um Abwechslung in den Konktakt zwischen Leitzentrum und Orbitalstation zu bringen, erfolgten die Anweisungen während seines ersten Fluges in der Nachtschicht in Reimform, frei nach Art der beliebten Serie „Hase und Wolf".

... dann hörte ich meinen eigenen Atem

FREIE WELT: Welche Ereignisse eines Raumfluges beeinflussen die Stimmung des Kosmonauten?

Im Stil von „Hase und Wolf": Fernschreibdialog zwischen Gretschko und dem Flugleitzentrum.



Kosmische Stafette

GEORGI GRETSCHKO: Da gibt es sehr angenehme, aber auch weniger angenehme, unvorhergesehene Dinge: Meine Stimmung ist gut, wenn eine Aufgabe im Flugprogramm auf Anhieb gelingt. Mein erstes Spektrogramm von der Sonne, das ich aufnahm, bescherte mir zum Beispiel so einen Augenblick. Rund dreihundert haben wir angefertigt. Witali sogar über fünfhundert. Richtig froh war ich, als wir mit etwa 90prozentiger Sicherheit ein sogenanntes „Schwarzes Loch" entdeckt hatten. Frohe Laune gab es auch, als wir die erste große Sonneneruption fotografieren konnten. Diese Stimmung wurde aber getrübt, weil wir laut Flugplan zur gleichen Zeit unbedingt eine andere Aufgabe durchführen mußten.

FREIE WELT: Und welcher Augenblick war der unangenehmste Ihres 30-Tage-Aufenthalts im All?

GEORGI GRETSCHKO: Als wir eine Sonneneruption aufnehmen wollten und sich im Teleskop ein Fehler eingeschlichen hatte. Ich konnte mit diesem Gerät nicht weiterarbeiten. Mir stehen immer die Haare zu Berge, aber da sträubten sie sich ganz besonders. Ich hörte meinen eigenen Atem, als ob ich einen schweren Felsstein aufgehoben hätte. Und auf der Funklinie wurde es ganz still. Alle im Flugleitzentrum schwiegen und fühlten mit mir.

PS: Witali Sewastjanow nahm für die zweite Schicht an Bord von Salut 4 das erforderliche Ersatzteil für das Teleskop mit und reparierte die Anlage. Jetzt hat Georgi Gretschko diese Sorge nicht mehr. Die Besatzung von Sojus 27 brachte neue Experimentiergeräte für die Arbeit in Salut 6 mit, auch bestimmte Austauschaggregate. Verschleißteile, so einige Ventilatoren, die seit Monaten ununterbrochen in der Station in Betrieb waren, wurden für Werkstoffprüfungen zur Erde zurückgeschickt.
Das Zeitkorsett, das Gretschko bei seinem ersten Flug in der Forschungsarbeit hinderte, entfällt nun. Jetzt hat er die Zeit, die er sich wünscht, um Sonneneruptionen zu beobachten. Seine stille Liebe ist nämlich die Astrophysik.

... nicht mehr zu zweit allein im All

FREIE WELT: Von anderen Kosmonauten werden Sie als Mensch charakterisiert, der die Einsamkeit liebt. Auch im All?

GEORGI GRETSCHKO: Selbst im Weltall wird es bald mit der Einsamkeit ein Ende haben. In den nächsten Jahren werden große Raumstationen mit einer vielköpfigen Besatzung eingerichtet, und der Pendelverkehr zwischen dem Kosmodrom und der Außenstation wird aufgenommen. Außerdem fühle ich mich in einem guten Kollektiv sehr wohl. Mit der Einsamkeit stimmt es nur bedingt. Ich empfinde es als sehr schön und angenehm, wenn man im Orbit Besuch von der Erde bekommt.
FREIE WELT: Große Stationen — und dazu internationale Besatzungen?

GEORGI GRETSCHKO: Diese Zeit ist nicht fern. Vor Jahren waren das noch Wunschträume. Das „Interkosmos-Programm" der sozialistischen Länder hat sich sehr schnell entwickelt und wird auch auf die bemannte Raumfahrt ausgedehnt. Orbitalstationen mit internationalem Personal, das werden die Weltraumlabors der Zukunft sein.

PS: Georgi Gretschko hatte dieser Zukunft in unserem Gespräch eigentlich nicht vorausgegriffen. Besuch von der Erde hat er schon erhalten. Die Fernsehübertragung, die uns unmittelbar miterleben ließ, wie sehr er sich freute, als Wladimir Dshanibekow und Oleg Makarow in Salut 6 umstiegen, widerlegte, daß er ein Mann der Einsamkeit ist.

Der Kosmonauten-Chef Wladimir Schatalow, dreifacher Sojus-Kommandant, erklärte zwölf Tage nach dem zweiten Start von Georgi Gretschko in Sojus 26, daß die ersten Kosmonauten-Kandidaten aus den sozialistischen Ländern sich schon auf ihre Raumflüge vorbereiten: „Diese Kosmonauten befinden sich heute im Stadium des unmittelbaren Trainings als Besatzungsmitglieder. Sie kennen bereits ihre Kommandanten, die Ziele und Aufgaben ihrer Flüge, deren Starts schon in nächster Zukunft zu erwarten sind." Vor wenigen Tagen wurde bekanntgegeben, daß gemeinsame Flüge sowjetischer und tschechoslowakischer Kosmonauten die nächste Etappe des Programms der sozialistischen Länder für die friedliche Erforschung und Nutzung des erdnahen kosmischen Raumes einleiten werden.

Text: Karl-Heinz Eyermann
Fotos: L. Willmann, APN, A. Paszkowiak, D. Steinberg; Zeichnungen: H. Rode

Vielleicht entdeckt er etwas Neues im Sternbild der Fische: Georgi Gretschko, leidenschaftlicher Angler und Astrophysiker.

Im nächsten Heft:

Sport:
Titelaspiranten gibt es viele, wenn Mitte Februar die Elite des nordischen Skisports auf Schanzen und Loipen um Weltmeister-Ehren streitet. Sergej Saweljew (unser Foto), Langlauf-As aus der UdSSR, gehört dazu.

Foto: E. L. Bach

Gesellschaftswissenschaft:
Schüsse und Bomben in der BRD und in anderen kapitalistischen Ländern. Wer schießt und wofür? Wer zieht seinen Nutzen aus dem anarchistischen Terrorismus?

Reportage:
Wasser ist zum Üben da! Zu Gast bei den „Seekadetten" in Leningrad. Exklusivbeitrag zum 60. Jahrestag der Sowjetarmee.

Wissenschaft:
Tausende von chemischen Prozessen vollziehen sich in der Leber. Versagt sie, besteht höchste Gefahr für Gesundheit und Leben. Welche Chancen kann eine künstliche Leber bieten?

Erzählung:
Wie ein Schriftsteller sein Geld ausgeben will und welche abenteuerlichen Schwierigkeiten sich daraus ergeben, erzählt Fasil Iskander in seiner Geschichte „Meine Miliz behütet mich".

Theater:
Bertolt Brecht. Zum 80. Geburtstag des Dichters gastiert das berühmte Moskauer „Theater an der Taganka" mit zwei Brecht-Inszenierungen Juri Ljubimows. Der weltbekannte Regisseur gab FREIE WELT zu diesem Anlaß ein Interview.

Ratgeber:
FW-mobile stellt den LADA 1600 vor, Testergebnisse und Vergleiche mit dem 1500-Modell.

Tourismus-Journal '78. Tips zu Sommerreisen in sozialistische Länder.

Für aktuell notwendige Änderungen bittet die Redaktion um Ihr Verständnis.

FREIE WELT

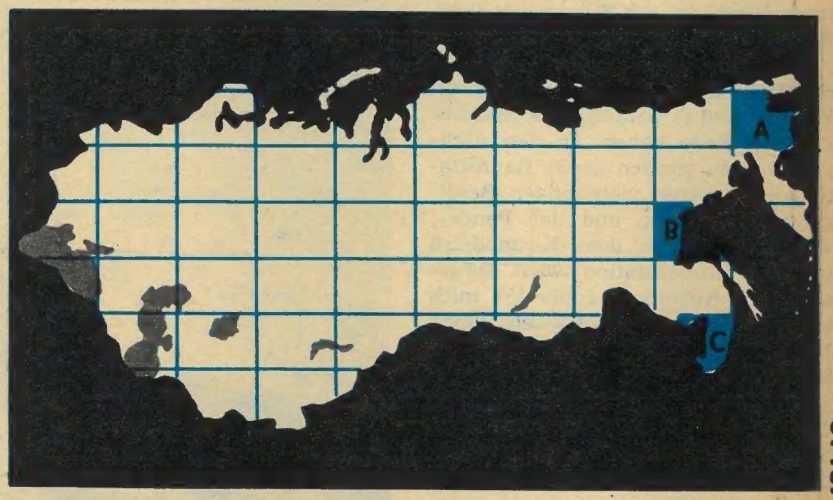
Foto: Alfred Paszkowiak

Sei mir gegrüßt, unheimliches Meer, unergründlich meinen Gedanken . . . **Lermontow**

Landschaften der Sowjetunion, vorgestellt in einer FREIE WELT-Serie. Bitte kreuzen Sie eines der drei Felder auf unserer Skizze an, wo die gefragte Gegend Ihrer Meinung nach liegt. Versehen mit dem Lösungsbegriff, ist die ausgeschnittene Skizze auf einer Postkarte zu schicken an FREIE WELT, 1056 Berlin, PF 91. Sieben Gewinne – einmal 100,– Mark, zweimal 50,– Mark und viermal 25,– Mark – werden unter den Einsendern der richtigen Antwort verlost. Einsendeschluß ist diesmal der **7. Februar**, die Namen der Gewinner erscheinen in Heft 4.

So war es richtig in Heft 47 (Quiz Nr. 7): Kopetdag/Turkmenische SSR (Feld B)

Im Quiz Nr. 7 gewannen: 100,– Mark – H. Beier, 208 Neustrelitz; 50,– Mark – D. Dreiling, 356 Salzwedel, W. Arnold, 5601 Ferna; 25,– Mark – A. Krüger, 102 Berlin, L. Pickel, 46 Wittenberg, H. Pätz, 4711 Berga. A. Elfinger, 15 Potsdam.

Landschafts-Quiz Nr. 9

Auf einer Klippe der Bucht Olga steht dieser Leuchtturm. Er weist den Schiffen ihren Weg nach dem wichtigsten fernöstlichen Umschlagplatz der UdSSR. Unsere Frage lautet: Wie heißt der erst 1950 gegründete Hafen und wie ist der Name des zugehörigen Verwaltungsgebietes?